



## Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 8.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

August 1886.

**Inhalt:** Die ersten Missionsversuche auf den Karolinen. — Die Schwestern von St. Lawrence während des Indianeraufstandes. (Schluß.) — Die Leiden der katholischen Kirche in Rußland. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Annam; Vorderindien; Madagaskar; Nordamerika; Oceanien; Aus verschiedenen Missionen. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

### Die ersten Missionsversuche auf den Karolinen.

#### 1. Schiffbrüche.

Die die Missionäre auf den Philippinen durch Schiffbrüche Inseln die erste genauere Kenntniß von den Karolinen erhielten, haben wir bereits in der Januarnummer dieses Jahres erzählt (vgl. oben S. 3). Die Gewißheit einer großen Anzahl von Inseln mit vielen Bewohnern, die noch nichts vom wahren Gott und der Erlösung durch Jesus Christum wußten, begeisterte sofort die Jesuiten zu dem Entschlusse, die unbekannten Inseln in der weiten Südsee aufzusuchen.

Zunächst wünschten sie ein klares Bild von der Lage, Anzahl und Beschaffenheit der Eilande zu gewinnen, aus denen der Sturm die armen Wilden verschlagen hatte. Zu diesem Zwecke führten sie die Indianer an einen großen Tisch und baten sie, auf denselben flache Kieselsteine verschiedener Größe also zu legen, wie ihre Heimathinseln im Meere verstreut liegen, so daß ein großer Stein eine große Insel und ein kleiner ein kleines Eiland bedeute. Dann fragten sie die Wilden bei jedem Kiesel, wie das Eiland heiße, wie groß sein Umfang sei, wie weit es von dem nächsten entfernt liege und in welcher Richtung sie mit ihren Rähnen zu demselben ruberten. Die Inselaner legten 87 größere und kleinere Steine, denen allen sie Namen gaben, auf den Tisch, und so gewannen die Missionäre ein freilich ungenaues, aber doch im Allgemeinen, wie sich später herausstellte, ziemlich richtiges Kartenbild der nächstliegenden Inselgruppen. Ein deutscher Missionär, P. Paulus Klain S. J., entwarf nach diesen Angaben die erste Karte dieser neuentdeckten Inselwelt<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Dieselbe befindet sich im „Weltbott“ des P. Stöcklein, zweiter Theil zu Nr. 37.

Nachdem die Jesuiten auf diese Art sich einen ziemlich klaren Begriff von der Größe des neuen Arbeitsfeldes gebildet hatten, das in dem weiten, unerforschten Meere gegen Aufgang ihrer harzte, bestimmten sie einige reiche Spanier von Manila, daß sie ihnen für das apostolische Unternehmen ein Schiff zur Verfügung stellten. Schon waren die Missionäre bestimmt und das Fahrzeug lag gut getakelt und auf das Beste ausgerüstet vor Anker, als einer jener entsetzlichen Wirbelstürme, welche die Philippinen so oft verheeren, das Schiff zerschmetterte und mit allen Vorräthen in den Wellen begrub. Das geschah um das Jahr 1700.

Es war ein harter Schlag für das neue Missionsunternehmen. Die Wohlthäter, welche das gescheiterte Schiff ausgerüstet hatten, waren durch das Unglück so entmutigt, daß sie zur Ausrüstung eines zweiten Schiffes nicht berebet werden konnten. Die Jesuiten beschloßen also, Hülfe in Europa zu suchen, und schickten zwei Patres den weiten Weg durch den stillen und atlantischen Ocean nach Madrid, Paris und Rom. Die gewöhnliche Reiseroute zwischen den Philippinen und Spanien führte damals über Mexico. Die Galeonen segelten quer durch den stillen Ocean nach dem Hafen Acapulco an der Westküste Mexico's. Von dort ging die Reise zu Land nach Vera Cruz, wo wiederum die schwerfälligen Segelschiffe bestiegen wurden, welche die Reisenden, wenn Alles gut ging, endlich nach einem spanischen Hafen brachten. Diese Reise machten damals die beiden Missionäre, welche den Bewohnern der neuentdeckten Inselwelt Hülfe verschaffen wollten.

P. Andreas Serrano hieß der eine dieser beiden Hülfelesenden. Derselbe entledigte sich seines Auftrages so gut, daß er unter dem 1. März 1705 mit Empfehlungsbriefen Clemens' XI., dem



er eine Karte der Karolinen überreichte, an die Höfe von Versailles und Madrid, sowie an die Erzbischöfe von Manila und Mexico ausgerüstet wurde.

Ludwig XIV. empfing den P. Serrano, der ihm das päpstliche Breve überreichte, sehr huldvoll und ließ sich von dem Missionäre eine volle Stunde über die neuentdeckten Inseln erzählen, eine Gunst, welche am Hofe von Versailles und namentlich mitten in den Wirren des spanischen Erbfolgekrieges selten war, und gab ihm sogar ein Handschreiben an seinen Enkel Philipp V. nach Madrid mit. So ausgerüstet, wurde P. Serrano natürlich auch dort gut aufgenommen und erhielt die gewünschten königlichen Befehle für den Statthalter der Philippinen. Der Unterstützung seitens der geistlichen und weltlichen Obrigkeit gewiß, kehrte daher P. Serrano in die Mission des fernen Ostens zurück. Er überreichte dem spanischen Statthalter zu Manila die päpstlichen und königlichen Schreiben, und derselbe gab sofort Befehl, ein Schiff zu bemannen und den Missionären zur Verfügung zu stellen.

So ging im Jahre 1708 P. Joseph Bobadilla als erster für die Karolinen bestimmter Missionär auf einer sogen. Patache (Wachtschiff) unter Segel. Das Fahrzeug hatte aber kaum die Straße S. Bernardino zwischen den Inseln Luzon und Samar verlassen, als die heftige Meeresströmung es faßte und nach der Ostküste von Mindanao hinabtrieb. Der Pilot wußte sich nicht zu helfen und segelte um die Südspitze von Mindanao herum nach Manila zurück, nachdem man eine kleine bewohnte Insel, vielleicht Serangani, südlich von Mindanao entdeckt hatte. Nicht besser gelang ein neuer Versuch, die Karolinen aufzufinden, im Jahre 1709. Sechs volle Monate kreuzte die Patache mit P. Bobadilla gegen den steifen Ostwind zwischen dem 8. und dem 10. Grade nördlicher Breite, ohne die gesuchten Inseln zu entdecken. Mangel an Trinkwasser und Nahrung nöthigte endlich, nach manchem gefährlichen Sturme wiederum unverrichteter Sache die Rückfahrt anzutreten.

Allein dieses Mißgeschick entmuthigte die Missionäre nicht. Sie wandten sich abermals an den königlichen Statthalter, und dieser ließ jetzt eine Fregatte unter der Führung eines erfahrenen hohen Marineoffiziers ausrüsten. Das Schiff trug den Namen der heiligen Dreifaltigkeit; 86 Mann unter dem Befehle Don Franz von Pabilla's bildeten die Bemannung. Die ersten Missionäre, welche es nach den Karolinen bringen sollte, waren die Patres Duberon und Cortil, beide Flamänder, und der Laienbruder Stephan Baubin. Im Herbst 1710 verließ das Fahrzeug den Hafen von Cavite und erreichte am 14. November die Höhe der Insel Samar. Pabilla steuerte jetzt nach Südosten in die unbekannte See. Nach 15tägiger Fahrt erblickte man Land. Vorsichtig näher heransegelnd, sahen die Spanier, daß es zwei Inseln seien, und P. Duberon nannte dieselben St.-Andreas-Inseln; denn es war der 30. November, das Fest des hl. Andreas, als man diese Eilande, welche jetzt zur Gruppe der Palau- oder Pelew-Inseln zählen<sup>1</sup>, zuerst erblickte.

Als bald kam ein Rachen der Insulaner auf die große Fregatte zugerudert. Schon von weitem riefen die Wilden: Mapial Mapial d. h. Gut Freund, wie einer der schiffbrüchigen Insulaner Namens Moak, den die Missionäre in Manila getauft und als Dolmetsch mitgenommen hatten, den Spaniern erklärte. Moak redete seine Landsleute an, und dieselben stiegen alsbald an Bord der Fregatte. Sie nannten die Inseln Sonfokol und deuteten auf die Frage, wo Panlong, die Hauptinsel ihres Reiches,

sei, nach Nordosten, wiesen aber auch nach Mittag, indem sie erklärten, es lägen auch dort noch zwei Inseln Namens Meriere und Poulo. Die Leute werden von Don Pabilla als stark und wohlgestaltet beschrieben; die Haare bezeichnet er als fast kraus, den Bartwuchs als schwach; als Kleidung trugen sie nur ein Fasergeflecht um die Hüften, dazu einen kleinen Mantel über die Schultern und auf dem Kopfe eine Art Hut aus demselben Stoffe und mit bunten Federn besteckt. Die Insulaner bezeugten große Freude über die Ankunft der Weißen; sie küßten ihnen die Hand und fielen ihnen um den Hals. Sehr seltsam kam ihnen vor, daß die Europäer Tabak rauchten, und große Begierde zeigten sie nach allem, was aus Eisen gefertigt war. Am Nachmittag kamen abermals zwei Rähne der Eingebornen, jeder mit acht Mann, zur Fregatte. Pabilla nennt diese Rähne nicht übel gebaut; die Segel seien den sogen. lateinischen ähnlich und ein Gegengewicht auf der denselben gegenüberliegenden Seite verhindere das Kentern der Rähne. Die Wilden stiegen sofort an Bord und ergötzten die Spanier durch einen Gesang, den sie mit Händeklatschen und Schlägen auf ihre Hüften begleiteten. Als Geschenke hatten sie Kokosnüsse, einige Fische und Kräuter mitgebracht. Sie konnten nicht genug über das große Schiff der Fremden staunen und maßen es nach Länge und Breite, in der Meinung, dasselbe sei wie ihre Rähne aus einem einzigen Baumstamme ausgehöhlt.

Pabilla schickte seinen Obersteuermann mit einer Schaluppe nach der Insel, um einen günstigen Ankerplatz auszuforschen. Allein trotz der wiederholten Versuche konnte man in den Korallenriffen keinen geeigneten Grund finden. Die Fregatte hatte sich inzwischen mit Hilfe der Segel in der Nähe der Insel gehalten, und es war Don Pabilla zu Mittag gelungen, aus der Sonnenhöhe die geographische Breite derselben zu bestimmen; er fand 5° 16' nördlicher Breite. Gegen Abend aber, als der Wind nachließ, konnte sich das Schiff gegen die starke nach Südosten führende Meeresströmung nicht halten. Sobald die Inselbewohner an Bord bemerkten, daß das Schiff von ihrer Heimath abtreibe, ließen sie sich durch keine Bitten der Missionäre, welche in ihrem Seeleneifer den Unterricht sofort begannen und sie die Namen Jesus und Maria gelehrt hatten, zu längerem Bleiben bewegen, sondern ruderten eilends dem Ufer zu.

Die Strömung führte die Fregatte auf die hohe See, und erst am 4. December gelang es Pabilla, wieder in Sicht der Insel zu kommen. Wiederum suchte er umsonst nach einem Ankergrunde. Da ließ den beiden Patres ihr Eifer keine Ruhe mehr; sie baten Don Pabilla, er möge sie mit der Schaluppe an's Land gehen lassen, um durch Errichtung eines Kreuzes ihre Missionsthätigkeit feierlich zu eröffnen. Don Pabilla und sein erster Schiffsoffizier widerriethen es, da man weder die Sinnesart der Eingebornen hinlänglich kenne, noch auch der Meeresströmung genügend Herr sei. Allein die Missionäre baten so dringend, daß der Kapitän die Schaluppe unter Leitung eines Offiziers und eines Schiffsführers ihnen zur Verfügung stellte. Die PP. Duberon und Cortil bestiegen also dieselbe zusammen dem getauften Insulaner Moak und dessen Frau und Kind und ließen sich nach dem Lande rudern. Bruder Baubin blieb auf dem Schiffe zurück. Die Schaluppe hatte Befehl, vor Nacht zur Fregatte zurückzukehren, welche sich inzwischen wiederum mittels der Segel gegen die starke Strömung hielt. Allein gegen Abend erhob sich ein heftiger Wind und trieb die Fregatte auf die hohe See. Umsonst ließ der Kapitän die ganze Nacht Laternen am Bugspriet und am Besanmast aufhängen,

<sup>1</sup> Vgl. oben S. 1.



daß die Schaluppe das Schiff finden möge. Bei Sonnenaufgang war die Fregatte acht Stunden von der Insel entfernt und keine Schaluppe zu sehen. Zwei Tage lang versuchte Padilla, gegen Wind und Strömung ankämpfend, die Insel wieder zu erreichen; je mehr man sich anstrengte, desto weiter trieb man ab. Am 11. December erblickte man wieder Land; die Sonnenhöhe ergab 7° 14' nördlicher Breite. Padilla glaubte die Hauptinsel der Palaugruppe, welche von den Insulanern Panlong genannt worden war, vor sich zu haben, erfuhr aber bald, daß es nur das Eiland Jalivelap sei. Gegen Abend nahen sich von der Insel her sechs Rähne der Fregatte. Die Eingebornen hielten in geringer Entfernung und schwammen dann an das große Schiff heran, in der unverhohlenen Absicht, zu stehlen, wessen sie nur immer habhaft werden könnten. Diese Leidenschaft hatten die Spanier auch schon bei Sonsorol an den Insulanern bemerkt; dort hatte einer einen Säbel ergriffen, sich damit in's Meer gestürzt und war so mit seiner Beute davon geschwommen. Hier wollten die Wilden sogar eine schwere Kette vom Bug losreißen, während ein anderer so frech war, seinen Kopf durch eine Stülpforte hereinzustrecken und mit beiden Händen einen Bettvorhang an sich zu reißen. Padilla ließ also seine Mannschaft unter das Gewehr treten und bedeutete den Wilden, die wohl 80 Mann stark waren, sich vom Schiffe zu entfernen. Sie thaten es, schossen aber zuerst ihre Pfeile auf die Weißen; als nun aber Padilla mit Flintenschüssen antwortete, stürzten sich alle, außer sich vor dem Donner dieser ihnen unbekannten Waffen, kopfüber in's Meer und schwammen mit unglaublicher Gewandtheit dem Ufer zu. Erst als das Schießen aufgehört hatte, kehrten sie zurück und retteten ihre Rähne.

Am 12. December herrschte fast völlige Windstille, so daß die Fregatte nicht vom Plage kam. Mit einem Süd-Südost-Winde segelte sie dann um die Insel und suchte kreuzend wieder die St.-Andreas-Insel zu erreichen. Am 18. December erreichte man endlich zunächst die Nordseite der Insel. Auf Kanonenschußweite steuerte Padilla rings um das Eiland, ohne daß man weder die Schaluppe noch irgend ein Zeichen von den beiden ausgesetzten Missionäre oder ihrer Gefährten erspähen konnte. Drei Tage forschte man umsonst, bis ein heftiger Wind die Fregatte zwang, die offene See zu suchen. Am 21. December hielt Padilla Rath, und einstimmig faßte man mit traurigem Herzen den Entschluß, nach den Philippinen zurückzukehren; denn das Trinkwasser ging zur Neige und man hatte keine Schaluppe mehr, um sich mit frischem zu versorgen. Die Fregatte mußte den weiten Weg im Süden um Mindanao herum nehmen, weil widrige Winde sie die Insel Samar nicht erreichen ließen.

Es dauerte ein volles Jahr, bis es den Jesuiten gelang, ein zweites Schiff für die Fahrt nach der St.-Andreas-Insel zu gewinnen und auszurüsten. P. Andreas Serrano selbst, der in Rom und an den Höfen von Versailles und Madrid so viel für die Gründung dieser neuen Mission gethan hatte, bestieg dieses Fahrzeug. P. Ignaz Crespo und Bruder Stephan Baudin und eine Schaar auserlesener Jünglinge begleiteten P. Serrano, um den beiden verlassenen Missionären beizuspringen. Am 15. Dec. 1711 ging das Schiff von Manila unter Segel. Allein drei Tage später scheiterte dasselbe während eines furchtbaren Sturmes und versank, sammt allem, was es trug, in den Fluthen. Nur zwei Eingeborne und ein Spanier retteten sich durch Schwimmen und brachten die Trauerkunde des Schiffbruchs nach Manila. So erntete P. Serrano sammt seinen Gefährten die doppelte Palme des Seeleneifers und der Nächstenliebe. Ueber das Loos

der beiden PP. Duberon und Cortil hat man nie etwas Bestimmtes erfahren. Einige Berichte meinen, es sei wahrscheinlich, daß dieselben von den Eingebornen ermordet worden seien, um so mehr, da jener Moak, der sie begleitete, ein jeder Schandthat fähiger Mensch gewesen sei; andere Berichte dagegen sind der Ansicht, die starke Meeresströmung werde die Schaluppe in unbekannte Gewässer entführt und ihre Besatzung einem sichern Tode überliefert haben. Die Missionäre hatten vom Schiffe nichts mit sich genommen als ein Chorhemd, zur feierlichen Errichtung und Einsegnung eines Kreuzes, und ihre Breviere.

Die Spanier nannten nun die Inseln, deren Auffindung so viel Mühe, Kosten und Menschenleben fruchtlos verschlungen hatte, das *Islas encantadas*, „die verzauberten Inseln“, und waren nicht mehr zu bewegen, ein neues Schiff zu diesem Unternehmen auszurüsten. Auch die Missionäre verzichteten vorläufig auf dieses Unternehmen. Sie meinten, wie P. Joseph Kropff S. J. aus der oberdeutschen Ordensprovinz schreibt<sup>1</sup>, die Stunde, welche Gott von Ewigkeit her für die Bekehrung dieser Insulaner bestimmte, müsse wohl noch nicht geschlagen haben, und verschoben deshalb die Ausführung ihres apostolischen Planes „auf eine andere Zeit, da etwa der vorichtige und gütige Himmel das Gefallen haben möchte, unseren Begierden und Bemühungen günstiger zu willfahren“.

Zehn Jahre waren verflossen seit dem Schiffbruche, dem P. Serrano und seine Gefährten zum Opfer fielen; da brachten wiederum von Wind und Wellen verschlagene Karolinier den alten Plan eines Missionsunternehmens auf den „verzauberten Inseln“ in Anregung. Am 19. Juni 1721 landete ein karolinisches Fahrzeug auf Guam oder Guahan, der Hauptinsel der Marianen. Diese nördlich von den Carolinen gelegene Inselgruppe, schon 1521 durch Magelhaens entdeckt, war seit 1668 spanischer Besitz und der Schauplatz einer blühenden Jesuitenmission, in welcher namentlich viele deutsche Missionäre arbeiteten. In dem Nachen der Karolinier befanden sich 11 Männer, 6 Weiber und 7 Kinder; zwei Tage später landete noch ein zweites Fahrzeug, welches 4 Männer, 1 Weib und 1 Kind trug. Wie sich herausstellte, waren es Leute von der Insel Farolap, welche mit vier Rähnen nach der Insel Ulea steuern wollten, aber von einem heftigen Südsturme erfaßt halbtodt vor Hunger und Erschöpfung an die Marianen geworfen worden waren. Sowohl der Viceprovincial der Jesuiten, P. Muscati, als auch der spanische Gouverneur der Marianen, Don Ludwig Sanchez, nahmen die Schiffbrüchigen freundlich auf. Man kleidete, bewirthete, verpflegte sie. Namentlich war es P. Johann Anton Cantova S. J., der sich den Schiffbrüchigen widmete und sie im katholischen Glauben zu unterrichten suchte. Das war aber eine überaus schwierige Aufgabe; denn die Sprache der Karolinier nach den Bewohnern der Marianen unbekannt. Dennoch brachte es der eifrige Missionär binnen zwei Monaten so weit, daß er in ihrer Muttersprache die nothwendigsten Glaubenswahrheiten niederschreiben konnte. Bald hatte er einige das heilige Kreuzzeichen, das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote Gottes gelehrt und konnte dann alle zum Unterrichte in der Kirche versammeln. Um ihren Eifer mehr zu beleben, ließ er ihnen jedesmal nach dem Unterrichte ein kleines Mahl bereiten. In vier Monaten waren die Schiffbrüchigen so weit unterrichtet, daß sie die heilige Taufe verlangten. Bisher hatte P. Cantova das heilige Sacrament nur einigen Kindern

<sup>1</sup> „Weltbott“ 27. Theil, Nr. 540.



gespendet und zwar nach der Zusage ihrer Eltern, daß dieselben unter der Obforge der Missionäre verbleiben sollten, wenn kein Glaubensbote mit in ihre Heimath zurückführe. Es war nämlich zu befürchten, daß die Kinder nach der Rückkehr in ihre Heimathinseln im Heidenthume erzogen würden; und auch den Erwachsenen, welche jetzt um die Taufe baten, mußte das heilige Sacrament hinausgeschoben werden; denn die Schiffbrüchigen, welche sehnlichst nach ihren Eilanden heimzukehren wünschten, wären ohne Priester daselbst gewiß wieder in das Heidenthum zurückgefallen.

Als P. Cantova erfuhr, daß der Gouverneur der Marianen gesonnen sei, die Bitte der Karoliner zu gewähren und sie nach ihren Inseln zu entlassen, war der Missionär gleich entschlossen, die gefährliche Fahrt mit seinen Neophyten zu wagen. Allein sein Vorgesetzter, P. Muscati, wollte die Erlaubniß zu dieser gewagten Seereise nicht gewähren; es blieb ihm also nichts übrig, als sich in den Willen Gottes zu ergeben. Der Gouverneur verschob die Entlassung der Schiffbrüchigen bis zum folgenden Frühjahr, obgleich sie ihm versicherten, sie könnten vor lauter Heimweh kaum Speise und Trank genießen. Den unfreiwilligen Aufenthalt der armen Wilden benützte P. Cantova, um aus ihren Aussagen ein wirklich meisterhaftes geographisches und ethnographisches Bild der unbekannten Inseln zu entwerfen. Er zeichnete im Jahre 1722 eine Karte des ausgedehnten Archipels, über deren Vollständigkeit und verhältnismäßige Genauigkeit man nur

staunen kann, wie auch Chamisso hervorhebt, der die Karolinen auf seiner Reise um die Welt im Jahre 1817 besuchte<sup>1</sup>. Ebenso interessant sind Cantova's Schilderungen der Sitten und Gebräuche dieser Insulaner und ihrer Götterlehre, wie er dieselben aus dem Munde der Schiffbrüchigen hörte.

P. Cantova's Wunsch, seine Neubekehrten nach ihren Inseln begleiten zu dürfen, ging dennoch in Erfüllung. Er konnte am 20. März 1722 seinen Brief, der die obigen Mittheilungen enthält, also schließen: „In dem Augenblicke, da ich dieses Schreiben endige, empfangen ich von meinen Obern die Erlaubniß, mehrgenannte Inseln zu besuchen und zu diesem Zwecke

eines jener Fahrzeuge zu besteigen, welche unser Gouverneur gleich nach Ostern dorthin absenden wird. Hiemit wird mein sehnlichster Wunsch endlich erfüllt. Der Herr möge ein also großes Unternehmen segnen, ohne meine Unwürdigkeit anzusehen, damit meine Sünden dem Beistande seiner Barmherzigkeit und der Bekehrung eines so zahlreichen Volkes kein Hinderniß bereiten.“

Aber die Zeit der Prüfung war noch lange nicht zu Ende! Ein Brief P. Bonani's aus der österreichischen Ordensprovinz, geschrieben den 14. November 1724 auf der marianischen Insel Rota, nördlich von Guam, erzählt uns den Mißerfolg dieses Unternehmens. P. Cantova war am 15. April 1722 unter Segel gegangen. Die kleine Flotte, welche die Karolinen zu erreichen strebte, bestand aus sechs Fahrzeugen: aus einer Barke, welche der Gouverneur dem Missionär zur Verfügung stellte

und welche von 14 Kriegsknechten unter einem spanischen Wachtmeister bemannet war, aus den beiden Rähnen der Karoliner und aus drei marianischen Schiffen, welche wohl die Fahrt mitmachten, um einen Tauschhandel mit den Einwohnern der gesuchten Inseln zu eröffnen. Die Schiffe wollten gerade nach Süden steuern, wurden aber zweimal von heftigen Gewitterstürmen in den Hafen zurückgetrieben. Dennoch wagten sie die Fahrt zum dritten Male. Zwei Tage segelten sie mit günstigem Winde; am dritten aber erhob sich wiederum ein entsetzlicher Sturm und zerstreute die kleine Flotte. Die drei marianischen Schiffe er-



Alte portugiesische und spanische Fahrzeuge.

reichten, vom Sturme furchtbar geschüttelt, gegen alle Hoffnung ihre Heimathinsel wieder. Als das Ungewitter vorüber war, fand P. Cantova glücklich die beiden karolinischen Rähne und entschloß sich, mit denselben die begonnene Fahrt fortzusetzen. Zehn Tage lang steuerte er mit günstigem Winde nach Süden, und sie konnten den Karolinen nicht mehr ferne sein, wenn sie nicht etwa schon, ohne es zu bemerken, zwischen denselben hindurchsegelt waren, als sich ein neuer und noch viel entsetzlicherer Sturm erhob. Dießmal verschlug das Unwetter die spanische Barke so weit von den karolinischen Rähnen, daß es P. Cantova unmöglich war, dieselben wieder aufzufinden, obgleich er zwei Tage nach allen Richtungen der Windrose kreuzte. Der starke Ostwind, der jetzt einsetzte, machte es ihm ebenso unmöglich, die Karolinen wie die Marianen zu erreichen, sondern

<sup>1</sup> Die Karte findet sich im „Weltbott“, 15. Theil zu Nr. 343. Auch Chamisso gibt eine verkleinerte Abbildung derselben.



trieb ihn, er möchte wollen oder nicht, westwärts an die Küste der Philippinen. Zwei Monate hatte seine Barke mit Wind und Wetter zu kämpfen, bis endlich ein sicherer Hafen erreicht war, und der neue Unfall bestätigte die Meinung der Spanier, daß die Karolinen wirklich „verzauberte Inseln“ seien und daß höllische Mächte die Glaubensboten von denselben ferne hielten.

P. Bonani schließt seinen Brief mit der Angabe, das unbekannte Südländ müsse von einem sehr zahlreichen Volke bewohnt sein; denn auf die Frage, wie viele Menschen beiläufig auf jenen Inseln seien, hätten die schiffbrüchigen Insulaner auf einen sehr großen Ameisenhaufen hingewiesen. Dieselben seien

auch keine eigentlichen Götzenanbeter, noch dem Islam ergeben; doch übten sie eine abergläubische Totenverehrung. P. Bonani bittet deshalb seinen Mitbruder P. Baltassar Miller, der als Missionär in China weilte und an den sein Brief gerichtet ist, „den barmherzigsten und gütigsten Gott sehnlichst zu bitten, uns den Weg zu diesem großen Seelande zu eröffnen, damit wir so viel tausend und tausend blinden Heiden durch Verkündigung seines lichtreichen Evangelii die Augen eröffnen und auf einer also mit Disteln und Dörnern überwachsenen Wüste einen fruchtbaren Weingarten für den himmlischen Hausvater anpflanzen.“ (Schluß folgt.)

## Die Schwestern von St. Lawrence während des Indianeraufstandes.

(Aus dem Tagebuche und den Briefen der Schwestern. — Schluß.)

### 3. Zwischen zwei Feuern.

„Am 7. Mai schickten uns die guten Leute, welche uns bisher mit Milch versorgt hatten, zum letzten Male einen Napf und legten einige Eier bei; sie sagten, sie verließen ihr Haus und wollten im Lager Schutz suchen; denn der Kampf um Batoche begann. Zwei Tage nachher kam ein Dampfer den Fluß herauf und legte sich ungefähr gerade unserm Hause gegenüber vor Anker. Sein schriller Pfiff wurde von den Westizen mit einem Schauer von Kugeln beantwortet; doch fügten dieselben wenig Schaden zu, da eine doppelte Reihe von Mehlsäcken ringsum das Geländer des Schiffes deckte. Der Dampfer wollte stromaufwärts; da aber das Wasser niedrig stand, fuhr er in der Mitte des Stromes auf einer Sandbank fest. Inzwischen gingen die canadischen Truppen von allen Seiten auf das Lager los. Auf den Wunsch der Patres stiegen wir in das Erdgeschloß hinauf, wo P. Moulin die Vitanei vorbetete. Als wir nachher wiederum in unser Stockwerk hinauf gingen, sahen wir, wie die Truppen näher und näher kamen und die Häuser anzündeten, welche ihnen im Wege standen. Eine Granate schlug in ein Nachbarhaus und setzte den Heuschaber und das davor aufgeschichtete Holz in Brand. Bald wurden auch wir durch das Krachen einer einschlagenden Granate erschreckt, und große Stücke Mörtel fielen auf unsere Köpfe und auf den Tisch. P. Moulin bat eilig um einen Fegen weißes Zeug, der als Fahne dienen könne. Damit stellte er sich vor das Haus und schwenkte sie hin und her, worauf die Soldaten aufhörten, nach uns zu schießen. Wir traten dann mit den Missionären ebenfalls vor das Haus. Die canadischen Truppen waren in Schlachtordnung aufgestellt; der General und sein Stab saßen zu Pferd. Sie ritten alle heran, um uns zu begrüßen, und wunderten sich nicht wenig, bei den Missionären auch Schwestern zu finden. „Wir haben doch niemanden von Ihnen verwundet?“ fragte der General besorgt. „Weßhalb haben Sie keine weiße Flagge auf Ihrem Hause gehißt?“ Andere sagten: „Wie kommt es, daß Sie sich hier in einer solchen gefährlichen Lage befinden?“ Alle sprachen uns ihr Mitleid aus und entschuldigten sich für den Schrecken, den sie uns wider Willen zugefügt hätten. „Wir hielten dieses Haus für die eigentliche Feste der Rebellen und wollten sie hier auf's Haupt schlagen,“ fuhr der General fort. „Wer hätte gedacht, hier Nonnen zu finden?“ — Sehr viele Soldaten kamen auch zu uns und baten um Medaillen und Tapuliere, welche wir ihnen gerne gaben. Der General stellte eine Schutzwache rings um unser Haus.

Inzwischen hatten sich die Westizen und Indianer in das Buschwerk am Rande des Thales und in die großen Gräben zurückgezogen, welche sie zu ihrem Schutze ausgeworfen hatten, so daß die Canadier lange Zeit mit einem unsichtbaren Feinde kämpfen und so ziemlich in's Blaue hinein schießen mußten. Bald waren viele verwundet und der General ließ P. Moulin fragen, ob man die Verwundeten in die Kirche legen könne und ob wir behülflich sein wollten, dieselben zu versorgen und zu verbinden. Von Herzen waren wir dazu bereit und eilten in die Kirche, wo die Wundärzte schon an der Arbeit waren. Die Verwundeten begrüßten uns mit Freude; ein junger französischer Canadier, der an beiden Beinen schwer verwundet war, rief: „Es sind Schwestern hier! Welch ein Glück! Jetzt werden wir eine wirklich gute Pflege erhalten.“ Bald brachten die Träger einen schwerverwundeten höhern Offizier, der im Seitenschiffe niedergelegt wurde. Sobald sie ihn über die Schwelle brachten, stammelte er mit schwacher Stimme: „Eine Schwester, eine Schwester! Gott sei Dank!“ und winkte uns zu sich her! Als der Arzt ihn untersucht und versichert hatte, seine Wunde sei nicht tödlich, küßte er sein Tapulier und sagte: „Dieses und die Gebete, welche für mich verrichtet wurden, haben mich beschützt.“ Es war gewiß eine trostreiche Aufgabe, Soldaten zu versorgen, welche von so frommen Gesinnungen beseelt waren. Sobald die Wunden der armen Menschen es gestatteten, wurden sie nach dem etwa 5 Meilen entfernten Lager der Canadier gebracht und von dort, wenn es ihr Zustand erlaubte, nach Saskatoon, etwa 30 Meilen weiter, wo seit dem Gefechte vom 26. April viele Verwundeten lagen. Anfangs schmerzte es uns, die Patienten so bald zu verlieren; aber die folgenden Ereignisse zeigten, daß der General ganz recht hatte, indem unser Nothlazareth kein sicherer Zufluchtsort war.

Das Schießen dauerte den ganzen Tag hindurch und die Geschütze standen keine 50 Schritte von uns, so daß unser Haus bei jedem Schuß erzitterte. In der Absicht, die Canadier durch Rauch zu blenden, steckten die Westizen das Gestrüpp und dürre Gras in Brand, so daß es fast unmöglich war, die Vorgänge zu beobachten. Doch da stand am jenseitigen Ufer des Flusses ein Haus, aus welchem ohne Unterlaß auf die Soldaten geschossen wurde; sobald man wußte, daß keine Weiber oder Kinder dort seien, wurde der Befehl gegeben, es in Brand zu schießen, und bald lag es in Asche, während die Westizen, welche sich darin verborgen hatten, nach allen Richtungen entflohen. Inzwischen erquideten wir die Soldaten, welche seit Morgens 4 Uhr keinen Bissen mehr verkostet hatten, mit Speise und Trank. Wir konnten ihnen freilich nichts geben, als etwas



Brod und Thee ohne Milch; aber sie dankten auch dafür, ja wollten uns sogar reichlich bezahlen.

Abends  $\frac{1}{2}$  9 Uhr ließ der General zum Rückzuge blasen; alle Truppen kehrten in das besetzte Lager zurück. Kaum hatten sie uns verlassen, so brachen die Indianer aus ihren Schlupfwinkeln hervor und umringten unser Haus. Die Sioux stießen ein drohendes Geschrei aus und auch die Westizen waren sehr aufgebracht. Wir fürchteten, sie würden Rache an uns nehmen für die Werke der Barmherzigkeit, welche wir an den canadischen Soldaten geübt hatten; wir drängten uns deshalb zusammen und flehten inbrünstig um die Gnade eines guten Todes, wenn das der Wille Gottes sei. Bald hörten wir Schritte auf der Treppe und P. Bégreville trat mit drei Westizen ein. 'Fürchtet euch nicht, Schwestern,' sagte er, 'sie forschen nur nach verwundeten Canadiern, welche hier verborgen seien, wie sie wähnen.' Dann wandte er sich an die Krieger und sagte: 'Da ihr meinen Worten nicht glauben wollt, so überzeugt euch durch den Augenschein. Seht überall nach! ihr werdet hier nichts finden als die Schwestern.' Jetzt dankten wir Gott, daß keiner der Verwundeten zurückgeblieben war; denn wir hätten sie nicht schützen können. Die Westizen schauten in jedes Loch und jeden Winkel und stiegen unter das Dach hinauf, um auch dort Alles zu untersuchen. Doch sagten sie zu uns: 'Fürchtet euch nicht, Schwestern! Niemand wird euch ein Leid zufügen,' und als sie keinen Verwundeten fanden, wünschten sie uns gute Nacht und gingen.

Später erzählten uns die Missionäre, die ersten Worte der Westizen seien gewesen: 'Sind die Patres und Schwestern unverletzt? Wir alle waren voll Angst um euch, da ihr den ganzen Tag dem Feuer ausgesetzt waret. Wir hätten schon längst einen Vorstoß auf die Canadier gethan, wenn wir nicht gefürchtet, euch zu verletzen.' Dann habe der Häuptling gefragt, ob wir keine verwundeten Canadier im Hause oder in der Kirche hätten, und auf die verneinende Antwort habe es der Indianer nicht glauben wollen und in einer lauten, drohenden Sprache zu reden begonnen. Da habe aber der Häuptling der Kri-Indianer, der als der wildeste Krieger seines Stammes gilt, sein Schlachtmesser gezückt, es dem Westizen unter die Nase gehalten und dazu mit einer Donnerstimme geschrien: 'Weh! dir, wenn du es wagst, diese Männer zu bedrängen oder ihnen ein Haar zu krümmen! Ich nehme sie unter meinen Schutz, und nimm dich in Acht, daß du es nicht mit mir zu thun habest.' Als uns der gute P. Jourdmont dieses erzählte, fügte er bei: 'Seht, meine Kinder, wen Gott beschützt, der ist wohl beschützt. Fasset Muth und vertraut auf ihn. In Zeiten beständiger Angst, wie den gegenwärtigen, kann man sich an einem Tage ein größeres Verdienst erwerben, als in gewöhnlichen Verhältnissen in einem Jahre.' Spät legten wir uns zur Ruhe, konnten aber nicht viel schlafen; denn die ganze Nacht hindurch fielen Flintenschüsse.

Der nächste Morgen, der 10. Mai, war ein Sonntag. Die Canadier hatten gesagt, sie kämpften an diesem Tage nicht gern, doch seien sie gezwungen, einige Schüsse abzugeben, um die Westizen am Vordringen zu verhindern. Ihr neues Lager war keine (engl.) Meile entfernt, und die Westizen rückten so nahe an unser Haus, daß wir uns zwischen zwei Feuern befanden. Den ganzen Tag pfliffen die Kugeln über unser Haus und mehr als einmal waren wir in der größten Lebensgefahr; droben in den Dachkammern schlugen sie wie Hagelsteine ein. Die Patres baten uns, in das Erdgeschos hinabzukommen, welches mehr Sicherheit gewähre; aber eine Minute nachdem wir die gemeinschaftliche Stube betreten hatten, schlug eine

Kugel durch das Fenster und eine zweite durch die Mauer. Wir flüchteten also in unsere eigene Wohnung zurück. Der Raum hatte acht Fenster, und die Patres gaben sich alle Mühe, dieselben mit Kisten, Schränken, Mehlsäcken u. s. w. zu verbarrikadiren, so daß wir fast völlig im Dunkeln saßen.

Am folgenden Morgen stieg P. Moulin einen Augenblick auf den Söller; gleich kam er herab und sagte ruhig: 'Es hat mich eine Kugel getroffen.' Wir meinten, er scherze. Allein einen Augenblick später sprang einer der Patres die Treppen herauf und rief nach Charpie und Arnica, indem er uns versicherte, P. Moulin sei in der Lende gefährlich verwundet. Sie baten uns ferner, möglichst rasch eine weiße Fahne mit rothem Kreuze zu machen, welche über unserm von Kugeln durchlöcherter Dache wehen sollte. Endlich hörte das Schießen auf und einer der Missionäre rief mit aller Kraft den Canadiern zu, sie möchten uns einen Wundarzt schicken. Bald kamen die Träger mit einer Bahre und holten den guten P. Moulin in ihr Lager. Er lächelte freundlich und machte sich wenig aus seiner Wunde, obgleich sie ihm große Schmerzen verursachte. General Middleton kam bald darauf vor unser Haus geritten und drückte uns sein Beileid aus; er sagte, das Urtheil des Arztes laute übrigens nicht ungünstig, und das beruhigte uns etwas. Am Nachmittag trieben die Canadier die Indianer zurück, so daß wir eine Zeit lang verhältnißmäßig Ruhe hatten; doch gegen Abend stürmten die Sioux wieder voran und das Schießen begann mit neuer Heftigkeit. Eine Granate riß ein großes Loch in die Wand unseres Speisezimmers, während wir uns darin aufhielten, und eine andere Kugel schlug gerade über unseren Köpfen in die Mauer. Erst um 9 Uhr wurde es ruhig; dann wagten wir uns in's Freie, um an der Quelle, welche die Indianer jetzt drei Tage besetzt hatten, etwas Wasser zu schöpfen.

Dienstag den 12. Mai verlief der Morgen ruhig; aber das war nur eine Windstille vor dem Sturme. Einige Flintenschüsse aus dem Wäldchen hinter unserm Hause waren das Zeichen zu einem neuen Angriff, und bald zwang uns ein Hagel von Blei, die Tagesarbeit aufzugeben und unsere Zuflucht zum Gebete zu nehmen. Die Canadier stürmten den Wald und verfolgten den Feind nach Vatoche; bald mischte sich in das Getöse der Gewehre das unselige Donnern der Kanonen. Nachmittags um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr hörten wir lautes und freudiges Hurrah aus dem Lager der Canadier, welches uns ihren Sieg verkündete, und wenige Minuten später kamen einige Soldaten und meldeten uns die glückliche Einnahme von Vatoche und die Rettung ihrer gefangenen Kameraden, welche beinahe niedergeschossen worden wären. Etwas später erhielten wir auch Nachricht von Prince Albert, und zwar gute: unsere Schwestern dort waren gesund und wohl. Die Patres benützten den Waffenstillstand, um P. Moulin zu besuchen; sie fanden ihn recht schwach und leidend, und die Aerzte hielten es für nöthig, ihn nach Saskatoon oder Prince Albert zu schicken, wo er besser verpflegt werden könne.

Im Laufe des Abends erzählte uns ein Offizier, daß der liebe Gott uns vor einer Gefahr bewahrt hatte, an die uns nicht einmal der Gedanke gekommen war. Unser Haus und unsere Kirche scheint die canadischen Truppen sehr behindert zu haben; denn die Westizen und Indianer hatten sich gerade hinter unseren Gebäuden in einen Hinterhalt gelegt, von dem aus sie ungestraft auf die Canadier schossen. In einem Kriegsrathe hatte man deshalb beschlossen, unser Haus in Brand zu stecken, und der General hatte drei Boten zu uns geschickt, um uns rechtzeitig zu warnen und aufzufordern, zu ihm in's



Lager zu flüchten. Merkwürdiger Weise gelangte keiner dieser Boten zu uns! Dreimal legte der General die Frage dem Kriegsrathe vor, und einige protestantische Offiziere waren gleich bei der Hand, auf die Vollstreckung dieser Maßregel zu dringen. 'Wenn die Priester und Nonnen das Haus nicht verlassen wollen, so mögen sie die Folgen dieser Hartköpfigkeit tragen,' sagten sie. 'Lassen Sie es bombardiren!' Aber der General und die katholischen Offiziere widersprachen entschieden, und so ließ man endlich diesen Plan fallen. 'Wenn man die Patres und Schwestern beschossen hätte,' meinte ein Soldat, 'so wäre es in der Armee zu einer Empörung gekommen; denn zwei Drittel von uns sind Katholiken.' Dieser Beweis des göttlichen Schutzes ließ uns lebhafter als je empfinden, daß er selbst, in den wir all unser Vertrauen gesetzt hatten, seine 'Treuen Gefährtinnen' (Faithful Companions) beschirmte.

Mittwoch der 13. Mai war fast ausschließlich dem Begräbnisse der Gefallenen geweiht. Drei Mestizenhäuptlinge besuchten uns; einer davon hatte noch drei Mädchen bei uns, auch die übrigen schickten vordem ihre Kinder in unsere Schule. Sie waren auf dem Wege zum canabischen Lager, um sich der Regierung zu unterwerfen und die Waffen zu strecken, und überaus traurig und muthlos. General Middleton stattete uns einen freundlichen Besuch ab; beständig kamen Soldaten (sogar Protestanten) und baten uns um Medaillen.

Donnerstag, das Fest Christi Himmelfahrt, war in Wahrheit ein Tag des Dankes und der Freude. Nachmittags machten wir einen kleinen Spaziergang. Grabesstille herrschte überall. Der Frühling war mit Macht hereingebrochen, die Bäume waren schon ganz grün, und selbst auf dem Schlachtfelde sproßten Blumen empor. Wir besuchten das canabische Lager. Sie hatten es mit einem doppelten, von Schießharten durchbrochenen Erdwall, der mehrere Fuß hoch war, zum Schutze gegen einen nächtlichen Ueberfall, umgeben. Außer demselben trafen wir kein lebendes Wesen; nur ein verlaufenes Hühnchen irrte umher; wir fingen es und nahmen es mit nach Hause. Am Abende wurde unser Missionshaus von den armen Frauen der Mestizen umringt; dieselben fürchteten sich vor den Canadiern und noch viel mehr vor den Sioux, welche sich noch nicht ergeben hatten. Die armen Wesen suchten deshalb bei uns Schutz. Einige von ihnen waren ganz wohlhabende Leute gewesen; jetzt standen sie in elenden Lumpen vor uns und hatten keinen Bissen Brod. Auf Riels Befehl waren sie mit ihren Männern in das Lager gegangen; nach der Einnahme von Batoche hatten sie sich in die umliegenden Wälder und Sümpfe geflüchtet, wobei manche ihre Kinder verloren, während das Feuer Haus und Hof, Hab und Gut zerstörte. Die Patres erlaubten den armen Flüchtlingen, die Nacht in der Kirche zuzubringen, und räumten ihnen sogar ihr eigenes Zimmer im Erdgeschosse ein.

Am nächsten Morgen schickte uns General Middleton vier Wagen voll Lebensmittel für unsere verhungernenden Flüchtlinge; da waren Mehl, Thee, Zwieback und Blechbüchsen mit Fleisch-extract. Als Gegengabe schickten wir dem General eine große Anzahl Gewehre, welche die Mestizen als Zeichen des Friedens und der Unterwerfung in die Hände der Missionäre übergeben hatten. Eine Abtheilung Soldaten wurde nach der Fähr von Batoche geschickt, um das große Fährboot zu versenken; denn es war Kunde gekommen, die Indianerbande des Großen Geiers ziehe von Battleford heran. General Middleton machte das Anerbieten, uns nach Du' Appelle oder Saskatoun oder auf dem Dampfschiffe nach Prince Albert zu schicken, aber nach

einer Berathung hielten beide Missionäre und unsere ehrwürdige Mutter dafür, es sei besser, an Ort und Stelle zu bleiben, bis wir wieder nach unserer armen, kleinen Mission von St. Lawrence zurückkehren könnten. Als einer der Soldaten diesen Entschluß hörte, sagte er: 'Die Schwestern harren tapfer aus bei ihren Kanonen.'

Montag den 18. Mai kam P. Fourmont mit einigen Leuten von St. Lawrence, welche sich freiwillig angeboten hatten, unsere Sachen zu holen; denn es sei jetzt Alles sicher, sagten sie, und wir könnten im Frieden zurückkehren. Sie beluden sich mit unseren Betten u. s. w. und gingen, da das Fährboot versenkt war, vier Meilen stromaufwärts, bis zu einer Stelle, wo sie in einem Canoe übersetzen konnten. P. Bégreille ließ uns für die Nacht eine Büffelhaut und darauf legten wir uns, in die Mäntel gehüllt, schlafen, um für die Anstrengung des kommenden Tages bei Kräften zu sein.

Am Mittwoch den 20. Mai sagten wir dem Missionshaus von St. Antonius Lebewohl, wo wir so aufregende Tage verlebt hatten, legten unsere Bündel auf einen Karren und machten uns zu Fuß auf den Weg nach unserm alten Heim. Es war ein lieblicher Frühlingmorgen und die Prairie prangte im Blumenschmuck. Aber die verwüsteten Farmen, die noch rauchenden Trümmer, todtte Pferde und Kühe, welche wir fast auf Schritt und Tritt erblickten, wie die Kugeln sie hingestreckt hatten, machten einen traurigen Eindruck. Zu unserer Freude gehörte das erste wohlerhaltene Haus zur Mission St. Lawrence. Der gute Pater, welcher den Karren fuhr, wandte sich zu uns zurück und sagte: 'Nun, hatte ich nicht Recht, meine Pfarrei unter den Schutz der seligsten Jungfrau zu stellen? War sie nicht eine treue Beschirmerin?' Gegen 5 Uhr Abends setzten wir in Canoes über den Strom. Bruder Piquet hatte die Ochsen nicht finden können; so bepackten wir uns selbst mit unseren Siebensachen, so viel wir davon tragen konnten, und kletterten, freilich mühselig genug, den Hügel hinan. Unsere Betten blieben bis zum nächsten Morgen am Ufer drunten; wir hatten jetzt gelernt, uns ohne dieselben zu behelfen.

Wir fanden Alles gerade so, wie wir es verlassen hatten; keine Kuh fehlte im Stalle und kein Huhn im Hühnerhause. Die Kirche war nicht entweiht worden. Der Altar stand noch gerade so geschmückt, wie am Ostersonntag, und unsere liebe Frau von La Salette schien von ihrem Throne herab unter Thränen zu lächeln und zu sagen: 'Wie ihr seht, habe ich Alles gut bewacht.' In der That konnten wir die vollständige Erhaltung unserer lieben kleinen Mission nur einem besondern Schutze des allbarmherzigen Gottes zuschreiben.

Nicht zu reden von den Indianern, welche in unserer Abwesenheit beständig hier vorüber hin und her zogen, hatten sogar einige Mestizen einmal in einer ihrer Versammlungen beschlossen, das Klösterchen der Schwestern mit sammt der Kirche niederzubrennen, und waren nur durch die Indianer von der Ausführung dieses Planes abgehalten worden. Einige Tage bevor wir wegzogen, hatte der Oberhäuptling der Sioux, der 'Kleine Rabel', zu den Missionären gesagt: 'Ihr werdet in Gefahr sein und die Schwestern auch; aber ich weiß, was wir thun wollen. Wir wollen für die Schwarzköpfe und Schwestern ein großes Zelt aufschlagen und alle unsere Zelte in einem Kreise rings darum her. Dann flüchtet euch nicht! Keiner wird wagen, euch nahe zu kommen oder euch ein Haar zu krümmen.' Diese Anhänglichkeit des heidnischen Indianers rührte uns sehr; ich führe übrigens diese Worte nur als ein Beispiel von der durchschnittlich freundlichen Gesinnung der heidnischen



Indianer an, während einige von den katholischen Westizen, für welche die Missionäre so viel gethan und deren Kinder sie unentgeltlich erzogen hatten, in manchen Fällen gar kein Hehl aus ihrer feindseligen Gesinnung machten.

Donnerstag den 21. Mai schlug unser lieber Heiland wiederum seine Wohnung in unserm Kirchlein auf, und wir fühlten das Glück dieser Gnade um so lebhafter, da wir fünf lange Wochen seiner eucharistischen Gegenwart beraubt waren.

Mögen wir durch einen Zuwachs von Liebe und Treue unsere Dankbarkeit für die zarte Sorge bekunden, mit welcher das heiligste Herz unseres Herrn während dieser Zeit der Drangsal und Gefahr über uns wachte! Voll Vertrauen und Hoffnung haben wir unsere gewohnte Tagesordnung wieder aufgenommen, alle Sorge für die Zukunft der göttlichen Vorsehung überlassend und mehr denn jemals von der Wahrheit der Worte überzeugt: „Was Gott bewacht, ist wohl bewacht!“

## Die Leiden der katholischen Kirche in Rußland.

(Mitgetheilt von P. A. Arndt S. J. — Fortsetzung.)

### 7. Sibirien.

Wir dürfen die Verfolgungsgeschichte der Katholiken des ehemaligen polnischen Reiches nicht abschließen, ohne einen Blick nach dem Orte der Verbannung zu werfen, der jedem Priester gewiß war, welcher den Muth hatte, der Verführung seiner Herde entgegenzutreten. Freilich wurden, namentlich in Folge des unseligen Aufstandes von 1863, manche Priester als politische Sträflinge von den Kriegsgerichten zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt; allein selbst diese hätten um den Preis des Uebertrittes zur orthodoxen Kirche nicht nur Vergnabigung, sondern selbst hohe Ehrenstellen erhalten können. Auch sie sind also Befürworter des Glaubens, selbst wenn sie sich durch mißverständene Vaterlandsliebe zu unerlaubtem Widerstande hätten hinreißen lassen. Um den Preis des Abfalls vom Glauben steht ihnen die Rückkehr offen. Der unselige Popiel, der nach Groß-Nowgorod verbannt wurde, sitzt jetzt als gefügiges Werkzeug der Regierung auf dem erzbischöflichen Stuhle von Warschau.

Als erster und keineswegs geringster Theil der Strafe, den das Wort „Sibirien“ einschließt, ist die Ueberführung der Gefangenen nach dem Orte ihrer Verbannung zu nennen. Die Einleitung bildete regelmäßig eine Anzahl vom Richter bestimmter Hiebe mit der „Knute“ oder dem „Plet“. Die Knute ist in allerneuester Zeit als zu barbarisch abgeschafft; sie war ein dreisträhniger Lederriemen, der in einer Lösung eigens so zubereitet war, daß seine Streifen hart wurden wie Holz: überdies waren dieselben mit Eisenspitzen gespickt. Beim Gebrauche drangen nicht nur die Eisenspitzen, sondern auch die überaus scharfe Kante der harten Lederstreifen in das Fleisch und rissen es auf. Der Plet ist eine dreisträhnige, dicke Peitsche mit einem kurzen, starken Stiel, an deren Ende Kugeln befestigt sind,

welche nach einem kaiserlichen Erlasse sechs Pfund wiegen sollen. Der Plet zerreißt das Fleisch nicht wie die Knute, aber er verletzt die inneren Theile und hat, wenn die Zahl der Hiebe nur etwas groß ist, gewöhnlich die Schwindsucht zur Folge.

Die Bleitugeln scheint man in letzter Zeit nicht mehr an diesem Hentwerkzeuge zu befestigen, wie wenigstens Roskoschny in seinem Werke „Das asiatische Rußland“ behauptet. Doch sagt auch dieser Schriftsteller, der uns die Behandlung der Deportirten als ganz menschenfreundlich schildern möchte, Hiebe mit der Pletja seien auch ohne die Bleitugeln schmerzhaft genug. „Der zu Züchtigende wird mit Riemen an ein dickes Brett geschnallt,“ sagt er, „in welchem sich Höhlungen für den Kopf, die Arme und Füße befinden, und ein anderer Sträfling vollzieht die Züchtigung. Bei einer Züchtigung mit der Troischatka (Pletja) ist stets (?) ein Arzt zugegen; denn bei derselben geht es zuweilen auf Tod und Leben. Die Zahl der Hiebe schwankt gewöhnlich zwischen 20 und 50.“ So beschreibt uns der russenfreundliche Roskoschny die Strafe der Pletja.

Indianerin von Athabaska-Madenzie.



Eine dieser Strafen, die Knute oder die Pletja, mußten alle Priester aushalten, welche nach Sibirien geschickt wurden. Dann wurden die Opfer an bestimmten Orten bis zur Zahl von 200 zusammengetrieben. In elenden Gefängnissen hatten sie zu warten, bis alle Vorbereitungen getroffen waren.

Eine Schilderung der Zustände der russischen Gefängnisse, wie sie wenigstens Anfangs der sechziger Jahre allgemein bestanden — seither soll Manches gebessert sein —, wird man uns erlassen. Es ist bekannt, daß selbst die großen Gefängnisse von Petersburg und Moskau, welche doch der Aufsicht der Regierung ganz anders zugänglich sind, als diejenigen in den entfernten Provinzialstädten oder gar im Innern Sibiriens, wahre Verbrecherspelenken bildeten, in denen unter den Augen



der bestechlichen Aufseher alle Laster und Schandthaten, etwa den Mord ausgenommen, straflos verübt wurden. Um nur Eines zu erwähnen, ist es notorisch, daß die Gefängnisse von Petersburg, Moskau, Kasan, Tobolsk u. s. w. ebenso viele Fälschmünzer-Verstättungen waren, aus denen die Aufseher selbst die falschen Kassenanweisungen unter das Volk brachten. Natürlich fiel der Löwenantheil des Betruges ihnen anheim. Für den Rest des Erlöses wurde Schnaps eingeschmuggelt, an dem die Aufseher abermals 70 Procent verdienten. Es folgten dann unter den Gefangenen die scheußlichsten Orgien, deren Zeugen auch die eingekerkerten Priester sein mußten, da die Gefangenen in großen Räumen zusammengesperrt liegen.

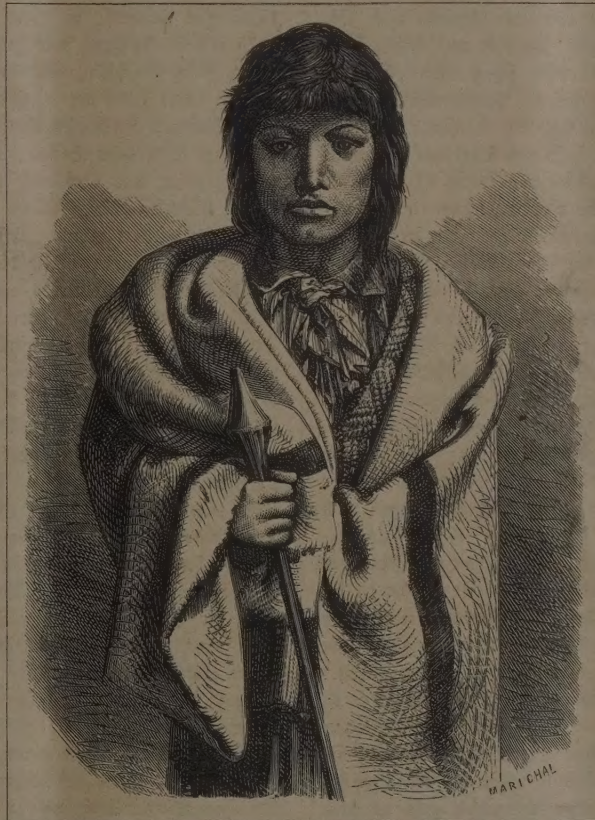
Wenn die nothwendige Anzahl, gewöhnlich 200 bis 300, zur Verbannung Verurtheilter beisammen waren, so wurde die Reise nach Sibirien angetreten. Die Reise selbst, welche ein bis zwei volle Jahre dauerte und früher meist zu Fuß, nur ausnahmsweise zu Schlitten zurückgelegt werden mußte, ist an sich schon eine furchtbare Strafe und wird von vielen für den härtesten Theil der Verbannungsstrafe nach Sibirien gehalten. Manche erreichen das Ziel der Verbannung nicht, indem unmenschliche Behandlung und Strapazen auch die stärkste Gesundheit vernichten können. An der Spitze des traurigen Zuges reitet ein Kosak in voller Rüstung; hinter ihm schreiten, einzeln oder zu zweien, die Priester, an den Füßen gefesselt. Andere Gefangene sind an den Händen je zwei zusammengeschniebet, oder auch in größerer Anzahl zu beiden Seiten einer Stange, die sie miterschleppen müssen, festgekettet. Endlich folgen Verbannte, deren Füße überdies mit Weinfesseln belastet sind. Voraus, zu beiden Seiten und hinter dem Zuge gehen Soldaten mit geladenen Gewehren und reiten Kosaken. Den Gefangenen folgt im Schlitten der den Zug leitende Offizier, und in Schlitten oder Wagen

das Gepäck, bei dem manchmal als seltene Vergünstigung Kranke mitfahren dürfen. Auch an den Haltestellen müssen einige Kosaken beständig zu Pferd bleiben, um jeden Fluchtversuch sofort unmöglich zu machen. Drei Tage hintereinander wird marschirt; am vierten Rast gehalten. Da die Ortschaften im Innern Rußlands zu weit auseinander liegen, als daß eine solche rechtzeitig zu erreichen wäre, hatte die Regierung große Häuser mitten in die Steppen hinein gebaut. So waren von Kiew oder Smolensk bis in die entlegensten Theile Sibiriens Stationen oder vielmehr Gefängnisse geschaffen, in denen ein Offizier und Soldaten bereits auf den Zug der Verbannten harreten. Der wachhabende Offizier war für die Flucht eines

Gefangenen hafter und konnte dieselben nach Kriegsrecht behandeln; d. h. er durfte sie mit Ruthenstreichen und Peitschenhieben je nach Belieben abstrafen, ohne daß einer der Mißhandelten das Recht zu einer Klage gehabt hätte. Das Einsperren einiger Hundert Menschen in die engen Räume einer solchen Kosakenstation, deren Holzpritschen vor Schmutz starren und von Ungeziefer wimmeln, ist eine furchtbare Strafe. Schulter an Schulter mußten sich die Gefangenen, Räuber und Mörder, politische Verurtheilte und Priester, Alles kunterbunt durcheinander, auf die Schragen, unter die Schragen, auf den Boden, wo sich nur Platz fand, niederlegen und so die qualvolle Nacht und den nicht minder qualvollen Rasttag zubringen. Aus den feuchten Kleidern allein schon entwickelte sich ein erstickender Dampf und bald war die Luft des Gefängnisses förmlich vergiftet. Gefängnistyphus und Skorbut, die in diesen

Höhlen einheimisch waren, rafften jährlich Tausende hinweg, ehe sie das traurige Ziel ihrer Reise erreichten.

Am Morgen, ehe der Marsch fortgesetzt wurde, hielt der Offizier, der den Zug befehligte, eine Musterung der armen Gefangenen. Ein hervorragender polnischer Künstler hat uns das Bild einer solchen Musterung entworfen und wir legen dasselbe Seite 168 unsern Lesern vor. Die traurige Scene bedarf kaum einer Erklärung. Rechts vom Beschauer ist der Zaun, der für die Kosakenpferde gedient hat und der das Gefängnis mitten in der Steppe umschließt. Davor haben sich in langer Reihe die Gefangenen aufgestellt; hinter ihnen blitzen die Bajonette der Soldaten, welche diese Steppengefängnisse zu bewachen haben. Der Offizier, welcher die Gefangenen weiter zu führen hat, sprengt die Front hinab, mit der schrecklichen Pletja die Unglücklichen bedrohend. Vor ihm her laufen zwei jener Wolfshunde, welche, auf die Menschenjagd abgerichtet, jeden Flüchtling in Stücke



Indianerknabe aus dem Nordwesten.

reißen; hinter ihm reiten die Kosaken, deren Führer er ist. Wir bemerken, daß der Künstler die Köpfe der Gefangenen nach Porträten hervorragender polnischer Deportirter anfertigte, wodurch das Bild einen ganz besondern Werth erhält. Die Geistlichen auf demselben sind durch ihre bartlosen Gesichter leicht kenntlich. Auch unter ihnen treffen wir Porträtfiguren; so ist z. B. der kleine Mann fast im Mittelpunkte des Bildes, der seine Hände fröstelnd in die Ärmel seines Ueberrockes schiebt, ein in Krakau wohlbekannter Franziskanerpater, der mehr als 20 Jahre im Osten Sibiriens verbannt lebte. Die endlose Schneestepppe endlich und der schwere, graue Wolkenhimmel darüber, unter dem der Künstler in dem fahlen Dämmerlichte



eines Wintermorgens den Kosakenführer seine Musterung halten läßt, paßt vortrefflich zu dem ergreifenden Bilde. Wie oft mögen solche Szenen und noch weit schrecklichere auf dem 2000 Stunden weiten Wege von Warschau nach dem Baikalsee vorgekommen sein!

In jeder Woche ging früher ein solcher Zug Verbannter durch die Stationen; nur der strengste Winter gebot eine Unterbrechung. Man schätzt die Zahl der nach dem Polenaufstande nach Sibirien Verbannten im ersten Jahre auf 93 000 Menschen. Allein auch in den folgenden Jahren hat die Deportation kaum abgenommen; Kolbe und Perowski schätzen die jährliche Zahl der Verbannten in den siebenziger Jahren noch auf 79 000, während andere Quellen über 100 000 jährliche Verbannte berechnen.

Nach russischen Berichten soll in der neuesten Zeit die Zahl der jährlich Deportirten auf etwas über 12 000 gefallen sein. Auch die Behandlungsweise auf dem Marsche nach Sibirien soll, wie Roskofschny behauptet, jetzt eine menschliche sein. „Die Zeiten sind vorüber,“ sagt dieser schon oben erwähnte Schriftsteller, „in denen rohe Kosaken die Verbannten wie eine Schafherde vor sich hertrieben und jährlich Tausende derselben den Strapazen der Reise erlagen.“ [Also diese Thatsache kann auch Roskofschny nicht läugnen!] „Hunderte von Werst (1 Werst = 3500 Fuß, etwa 1,06 km), welche die Verbannten früher mit schweren Ketten beladen zu Fuß zurücklegen mußten, werden jetzt auf der Eisenbahn oder auf Dampfschiffen zurückgelegt. In dem großen Moskauer Gefängniß sammeln sich die Verbannungstransporte aus dem ganzen Reiche und werden von dort im Frühjahr in Abtheilungen von etwa 700 Mann, deren jede Woche zwei abgehen, auf der Eisenbahn zunächst nach Nischny-Nowgorod befördert. In Nischny-Nowgorod erwarten sie große Barken, welche von einem Dampfer in's Schlepptau genommen und nach Perm gezogen werden, von wo die Verbannten wiederum in zwei Abtheilungen wöchentlich auf der Eisenbahn nach Jekaterinburg und von dort zu Wagen nach Tjumen transportirt werden. In Tjumen theilen sich die Transporte. Die zur Ansiedlung nach West-Sibirien bestimmten werden in die Städte oder Dörfer geschickt, für welche sie bestimmt sind; die nach Ost-Sibirien Verbannten werden in großen Barken nach Tomsk gebracht und dort erst beginnt ihre Fußreise, die allerdings Wochen und Monate dauern kann.“ Auch diese gewiß viel mildere Behandlung der Gefangenen ist wahrhaftig noch schlimm genug. Man nehme nur die Karte zur Hand und sehe die ungeheuern Strecken, welche auch im schlechtesten Wetter auf den Flüssen in offenen Barken zurückgelegt werden müssen. Von Nischny-Nowgorod geht es etwa 400 km die Wolga abwärts bis zur Einmündung der Kama in dieselbe; dann diesen Fluß durch viele Krümmungen beiläufig 700 km aufwärts nach Perm. Ist dann der Ural überschritten und Tjumen erreicht, so geht es die Nebenflüsse des Ob, die Tura, den Tobol, den Irtysch, etwa 600 km abwärts bis Samorowsk, wo der letztere in den Ob mündet, und dann mehr als 1000 km diesen Strom aufwärts bis Tomsk, das doch immer noch in West-Sibirien liegt. Von dort haben die Verbannten auch nur bis an die Ufer des Baikalsees noch eine ebenso große Strecke zurückzulegen, als von Moskau an den Ural, oder von Berlin bis an die Pyrenäen. Aber, wie gesagt, als die polnischen und ruthenischen Priester, von denen wir gleich erzählen werden, nach Ost-Sibirien geschleppt wurden, waren die Zeiten noch nicht vor-

über, „in denen rohe Kosaken die Verbannten wie eine Schafherde vor sich hertrieben und jährlich Tausende derselben den Strapazen der Reise erlagen“; damals mußte man so ziemlich die ganze Reise „mit schweren Ketten beladen zu Fuß zurücklegen“.

Nachdem wir die Verbannten auf ihrem Marsche nach Sibirien begleitet haben, müssen wir uns nun auch das Land ihrer harten Strafe betrachten. Sibirien umfaßt den ganzen Norden Asiens, die ungeheure Länderstrecke zwischen dem Ural und dem großen Ocean, dem Eismeer und der Grenze Chinas, eine Fläche, welche auf  $12\frac{1}{4}$  Millionen qkm oder fast 222 000 □ Meilen angegeben wird. Das Stromgebiet des Ob im Westen, des Jenissei und der Lena im Osten, welche Ströme alle drei ihre Wasser dem Eismeere zuführen, bilden die natürliche Gliederung des Landes, welches die Russen in einem fast 300jährigen Eroberungskriege unterjochten. Im Jahre 1579 zog Jermak mit einem kleinen Häuflein Kosaken über den Ural; 1590 war Tobolsk, die erste sibirische Provinz, erobert, und 1875 erhielt Rußland von Japan als vorläufigen Abschluß die große Insel Sachalin, nachdem es durch Eroberung der Amurprovinz schon 1860 der Nachbar Koreas geworden war. Die Einwohnerzahl des Riesengebietes beläuft sich aber nur auf etwas über drei Millionen Seelen, also auf weniger als die Rheinprovinz zählt, und auch diese vertheilt sich auf einen verhältnißmäßig schmalen Gürtel längs der sogen. „chinesischen Straße“.

Von Westen kommend, trifft man im Süden zwischen dem 50.–55.° nördlicher Breite die sibirische Steppe, eine Vorhalle des kirgisischen Grasmeeres, wo namentlich Schafzucht getrieben wird. Weiter ostwärts, quer durch die Ebene von Tjumen bis Tomsk, erstreckt sich ein Landstrich tiefen, humusartigen, schwarzen Erdreichs, der in den kurzen heißen Sommern reiche Weizen-ernten liefert. Mit dem 55.° beginnt die sibirische Waldregion, in welcher im Süden die Birke, im Norden die Arce herrscht, ein ungeheurer Urwald, der in den nördlichen Ausläufern in elendes Krüppelholz übergeht und schließlich, etwa unter dem 67.°, in die sogen. „Tundra“, die fast immer gefrorenen Sümpfe am Eismeer, sich verliert, wo das Renithier der Njafan Moos und Flechten abweidet. Aehnlich wie in West-Sibirien gestalten sich die nördlichen Sumpf- und Waldgebiete Ost-Sibiriens, während dort der Süden statt einer Steppe ein mildes Bergland ist. Nur längs der großen Ströme, dem Jenissei, der Lena und ihren zahlreichen Nebenflüssen und an den Ufern des 600 km langen Baikalsees ist eine dünne Bevölkerung in der ungeheuern Einöde ansäßig. Jagdstämme, wie die Tungusen, und Fischer, wie im Norden und Nordosten die Jakagiren und Tschuktschen, führen ein Nomadenleben.

Das Klima Sibiriens ist seiner Lage gemäß ein überaus rauhes. Der Bergwall des Altai im Süden läßt keine milderen Luftströme zu, während das Land den eissigen Polarstürmen von Norden her offen liegt. Auch die süßliche Steppe deckt ein langer, grimmer Winter mit tiefem, festgefrorenem Schnee, über den der schneidige Nordwind, Eisnadeln treibend, hinsaust, und das Thermometer fällt mehr als 40° unter den Gefrierpunkt. Aber das wird weiter nach Norden zu, und namentlich im Nordosten, noch viel schlimmer. Im untern Laufe der Lena beträgt die Durchschnittstemperatur – 12° C. Eine der kältesten, von Russen bewohnten Ortschaften ist Nischny Kolymsk. Als der spätere Admiral von Wrangell von Jakutsk an der Lena dorthin abreiste, trug er als landesübliches Reisekleid über der Uniform: 1) eine große Jacke aus Polarfuchspelz sammt Brustlatz aus Pelz; 2) große Socken von Hasenfell,



darüber zwei Paar Strümpfe aus geschmeidiger Renthierhaut, und erst über diese Kanonenstiefel, ebenfalls von Renthierhaut, mit Pelzstulpen über die Kniee; 3) einen Ueberzieher aus doppelter Renthierhaut, dazu Gürtel und Kapuze; 4) endlich eine riesige Pelzmütze mit eigenen Pelzdeckeln für Nase, Lippen, Kinn und Ohren. Ein solches Reisekleid kommt dem Reisenden Anfangs schwerfällig vor; aber er gewöhnt sich daran und findet es ganz bequem — bei 40° Kälte.

In der Nähe des ostsibirischen Meeres beginnt der „Frühling“ mit Mitte März, wo die Sonne um die Mittagszeit etwas über den Horizont steigt; vom 15. Mai bis 16. Juli geht sie nicht unter. Wenn sie sich dann zwei Stunden nach dem niedrigsten Stande wieder ein wenig hebt, sagt man: „Es tagt“, und die Vögel zwitschern. Im April und Mai können wohl noch 40° Kälte herrschen. Im Juni, Juli und August sind die Ströme offen. Die Zwergweide treibt Laub, und blasses Gras erscheint. Jetzt kann die Wärme auf + 22° C. steigen. Sie brütet in den Sümpfen dicke Säulen von Stachmücken aus, welche den Himmel verfinsternd daherschweben und Menschen und Thieren auch den kurzen Sommer vergällen. Dichter Qualm von schwelendem Moose bietet den einzigen Schutz gegen diese Sommerplage. Wenn die Flüsse wieder gefrieren, oft schon am 20. August, sagt man: „Der Herbst ist da.“ Er bringt aber keine Ernte. Rasch fällt das Thermometer auf — 45°. Mit dem October tritt der Winter ein. Nebel mildern Anfangs die Kälte. Im Januar gibt es Tage, wo die Temperatur auf 50°, ja auf 58° fällt. Die Renthiere wandern süd-

wärts den Wäldern zu und verbergen sich im Dickicht. Am 22. November beginnt die Polarnacht, welche nur durch Strahlenbrechung, Schneeglanz und prächtige Nordlichter erhellert wird. Am 28. December erscheint eine Art Morgenröthe am Mittagshimmel. Der Schein der Sonne, die im Süden zuerst wieder aufgeht, ist Anfangs so schwach, daß er die Sterne nicht verdunkelt. Erst im März taucht die Sonne wieder empor.

Welch ein trauriges Land! Aber so arm sein Pflanzenleben ist, so reich ist der Boden an unermesslichen Mineralschätzen. Die Goldwäschen allein lieferten im Jahre 1871 2400 Pud (1 Pud = 16 kg), also 38 400 kg Gold. An Silber wurden im gleichen Jahre 791 Pud, an Kupfer, meist am Altai, 61 606 Pud zu Tage gefördert. Dazu kommen gewaltige Steinkohlens- und Salzlager; im Jahre 1873 wurden 394 166 Pud Kochsalz gewonnen. Ganz erstaunlich ist ebenfalls der Reichtum an edelm Gestein, namentlich Saphiren, Beryllen, prächtige Granaten, darunter smaragdgrünen, allerlei Zaspisarten, Smaragden u. s. w. Bei Nischny Tagilsk werden die kostbarsten Malachite gefunden. Das größte bis jetzt zu Tage geförderte Stück wog 700 Centner.

Diese ungeheuern Schätze an Metall und Edelmetalle haben, war eine Hauptaufgabe der zu Zwangsarbeit nach Sibirien Verbannten. Auch die Priester waren Anfangs nicht von den härtesten Arbeiten in den Bergwerken entbunden, und ihrem Schicksale wenben wir uns jetzt, nachdem wir die Reise nach Sibirien erzählt und eine kurze Schilderung des Landes versucht haben, wiederum zu. (Schluß folgt.)

## Nachrichten aus den Missionen.

### Annam.

**Apostol. Vikariat Süd-Tongking.** Als der apostol. Provikar P. Frischot den Brief abhandte, welchen wir in unserer letzten Nummer S. 154 veröffentlichten, war Ka-Daoi, die Hauptanstalt der Mission, durch den Angriff einer starken Abteilung Aufständischer bedroht, denen drei europäische Missionäre und ein annamitischer Priester an der Spitze einer Christenschaar entgegenzogen. Heute haben wir Nachricht über den Ausgang des Kampfes, dem einer der Missionäre, P. Paul Gras, in der Vertheidigung seiner Herde zum Opfer fiel. P. de Gall, welcher der gleichen Mission angehört, theilt den traurigen Vorfall in den folgenden Zeilen:

„Als ich in Ka-Daoi am 8. März ankam, erfuhr ich, daß P. Gras an demselben Tage etwa vier Stunden von dieser Mission entfernt erschlagen sei. Vier Christen und einer unserer Böglinge sind zugleich mit unserm Mitbruder gefallen. Der Bögling ist schwer verwundet, und die Aufständischen haben ihm überbieß die Ohren abgeschnitten; man zweifelt an seiner Genesung. Trotz dieses Unglücks haben die Christen die Feinde in die Flucht geschlagen. Am Abende brachten sie den mit Blut bedeckten und furchtbar verstümmelten Leichnam des P. Gras in einer Sänfte zur Mission. Seine linke Hand war glatt abgeschnitten; die Feinde wollten sie vielleicht mitnehmen, allein sie fanden keine Zeit dazu. Gestern haben wir den Missionär begraben; Näheres über seinen Tod ist mir noch nicht bekannt. Seither sind die Feinde wieder zum Angriff vorgerückt und wurden auf dem gleichen Schlachtfelde wiederum zurückgeworfen. Man sagt, sie wollten den Reisspeicher der Mission einäschern, und verdächtige Gestalten schleichen umher, in der Absicht, bei günstiger Gelegenheit Brand zu legen. Möge uns der liebe Gott beschützen!

Die Zerstörung unserer Reissvorräthe wäre der Tod von mehreren Hundert Christen, welche, aus ihren Dörfern verjagt, von uns ernährt werden.“

P. Laffier schreibt über denselben traurigen Vorfall:

„Der Ort, wo P. Gras fiel, liegt etwa drei Stunden westlich von Ka-Daoi und heißt Xuan-Kieu. Er ist schon früher von den Rebellen eingeäschert und dem Boden gleich gemacht worden. Damals entkam ihnen P. Gras, und P. Klingler konnte den Posten wieder besetzen und besetzen. Man legt großes Gewicht auf die Erhaltung von Xuan-Kieu; daselbe ist eine Bormauer für unsere große Missionsanstalt von Ka-Daoi. Ist Xuan-Kieu zerstört, so werden auch alle Dörfer zwischen ihm und uns in Flammen aufgehen, und die Aufständischen könnten vor unseren Thoren stehen, bevor wir auch nur gewarnt wären.“

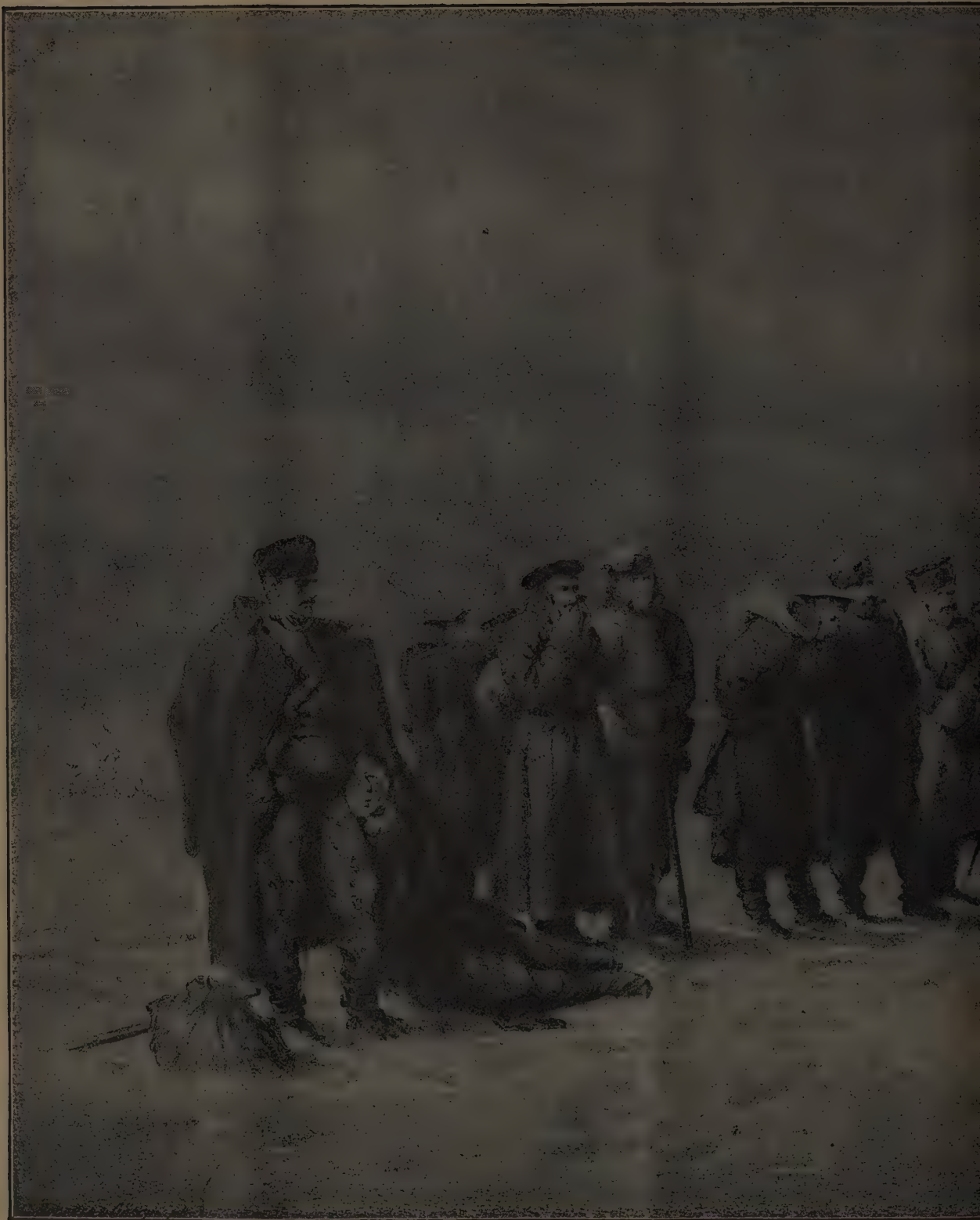
R. P. Paul Ludwig Martial Gras wurde am 1. Juli 1856 zu Puymeras in der Diocese Avignon geboren und trat als Seminar von zwölf Jahren am 29. August 1878 in das Pariser Seminar der auswärtigen Missionen. Am 29. September 1880 empfing er die Priesterweihe und reiste am 10. November desselben Jahres in die Mission von Süd-Tongking. R. I. P.

### Vorderindien.

**Das apostol. Vikariat Madura** gehört noch immer zu den blühendsten Missionsbezirken Indiens. Daselbe zählte 1884 unter der Leitung des greisen Missionsbischofs Canoz S. J. 188 000 Katholiken mit 71 Priestern aus der Gesellschaft Jesu. Einen kleinen Be-griff von der Thätigkeit und den Erfolgen der Missionäre wird man sich aus den folgenden Briefauszügen bilden können.

P. Veibier, der Obere des Bezirkes von Palamcottah, schrieb am Msgr. Canoz am Vorabend des Josephsfeates 1885:









nach Sibirien.



„Als einen Feststrauch kann ich dem Hl. Joseph recht schöne und zahlreiche Blumen aus dem Sande unserer südlichen Gegend anbieten. Wir hatten während des letzten halben Jahres 1084 Tausen von Kindern christlicher Eltern, 416 Tausen von Erwachsenen, 2205 Tausen von Heidenkindern in Todesgefahr und 54 288 Communionen. Während der Zeit der Cholera-epidemie haben wir die Zahl der heiligen Oelung nicht mehr angerechnet. Wir waren nur neun Missionäre in unserem Bezirke; wären drei mehr gewesen, so hätten sich unsere Erfolge verdoppelt.“

Unter dem gleichen Datum schrieb P. Mengelle an den Bischof:

„Sie fragen mich, ob wir zur Zeit der Cholera eine reiche Seelenernte hatten. In meiner Pfarrei sind etwa 200 Christen gestorben, alle eines überaus erbaulichen Todes; ich war Zeuge von vielen wahrhaft heroischen Akten der Frömmigkeit und der Ergebung in den Willen Gottes. In den letzten drei Monaten taufte ich 15 Heidenkinder, 31 Erwachsene und 131 Heidenkinder in Todesnoth. Morgen werde ich nach Tiffacuwiley gehen und daselbst 35 Katechumenen taufen, welche sich schon seit langer Zeit vorbereitet.“

Die groß eine solche Pfarrei (Banpu) ist, kann man einem Briefe des P. Bouisset entnehmen, datirt Calttar den 11. Januar 1885:

„Meine Pfarrei hat zwei Hauptorte, Calttar und Camanayapattay, welche 20 km von einander entfernt sind; um Calttar liegen nach allen vier Himmelsgegenden 4 Dörfer, jedes 3—4 km entfernt; in zwei anderen Kreisen von 6—8 km Durchmesser liegen 6 Kapellen, jede die Kirche eines kleineren christlichen Weilers; endlich gehört noch das ganz abgelegene arme Dörfchen Uparancottay, das mehr als 20 km nach Westen liegt, zu Calttar. Um Camanayapattay habe ich zunächst 3 Christendörfer, welche nur eine Meile entfernt sind; etwa 200 Pfarrkinder wohnen in einem Umkreise von 4—5 km in verschiedenen Dörfern zerstreut; ganz im Norden sind dann noch in einer Entfernung von 18—20 km die beiden großen Dörfer Bagalabalaburam und Carpur, wo ich 250 Pfarrkinder habe. So liegt mir die Sorge für 4500—5000 Christen ob, und ich habe sie in den letzten drei Monaten fast alle besucht. In dieser Zeit zählte ich 3100 Beichten, 2440 Communionen und etwa 200 Tausen. Die alten Christen haben bisher alle meine Zeit in Anspruch genommen, und so konnte ich mich der Bekehrung der Heiden noch nicht widmen. Schicken Sie Hülfe!“

Die Heiden sind manchmal bereit, massenhaft in die katholische Kirche einzutreten. Ein neueres Beispiel, das wir einem Briefe des P. Amritbanader vom 25. Februar 1885 entnehmen, zeigt das. P. Amritbanader S. J. ist von Geburt ein Hindu.

„Wie Ew. bischöflichen Gnaden wissen, zählen wir hier zu Punikatel seit mehreren Jahren eine große Anzahl von Bekehrungen. Heute kann ich Ihnen als gewiß und unmittelbar bevorstehend die Bekehrung des ganzen Dorfes Mubitanandam von wohl 1000 Familien anzeigen. 700 davon gehören der edeln Rasse der Bellages an. Vor fünf Monaten baten mich 6 Familien um die Taufe. Um sie zu prüfen, gab ich ihnen einen kleinen Katechismus, der allen gemeinsam dienen sollte, und sagte ihnen, sie möchten selbst die notwendigsten Gebete daraus lernen. Nach einer Woche kamen sie, sagten ihre Gebete und Antworten auf und baten, ich möchte jetzt kommen und sie taufen. Erst am 13. Januar (1885) erfüllte ich den ersten Theil ihrer Bitte und ging nach Mubitanandam. Die vornehmsten Heiden des Dorfes holten mich in Procession ab mit

Trommeln, Flöten und anderen Musikinstrumenten. So geleitete man mich durch das ganze Dorf nach einem großen, in indischem Stile aufgeführten, reich verzierten Gebäude. Daselbst boten mir diese armen Heiden, welche ich zum ersten Male sah, Geschenke an, bereiteten mir ein Mahl, und die Frauen brachten mir ihre Kinder, daß ich sie segne; endlich beschworen mich alle inständig, so rasch als möglich die wahre Religion bei ihnen einzuführen.

Dieser erste Besuch setzte das ganze Dorf in Aufregung. Nicht nur die edeln Bellages, sondern noch andere Heiden aus einflußreichen Rassen verlangten die heilige Taufe. Da unser Herr für alle Menschen gestorben ist, arbeitete ich an der Bekehrung von allen ohne Unterschied der Rassen; dennoch ist es mir wohl vergönnt, mich in ganz besonderer Weise über die Bekehrung der 700 Bellagesfamilien zu Mubitanandam zu freuen. Ich hoffe nämlich, ihr Beispiel werde die Bekehrung von noch anderen Bellages zur Folge haben und Gott werde aus ihnen tugendhafte Priester, kluge Katecheten, Lehrer und Lehrerinnen erwecken. Der Adel ihrer Rasse wird ihnen Einfluß verschaffen.“

Die Bekehrung dieses Dorfes wird dem Bischofe nach den schrecklichen Opfern, welche die Cholera gefordert hat, großen Trost gewährt haben. Auch sonst ist die Mission von Unglücksfällen heimgesucht worden. P. Darrieutort schreibt:

„Wir hatten dieses Jahr ganz ausnahmsweise ungünstige Bitterung. Kein Regen zur Zeit der Saat; dann zwei erschreckliche Stürme. Die Bahnlinie wurde zerstört und sie ist noch nicht wieder fahrbar. Wolkenbrüche haben die Dämme der Wasserbehälter weggeschwemmt, die Ernte vernichtet und Tausende von Häusern zum Einsturz gebracht. Wir stehen am Vorabend einer Hungersnoth. Der Fluß hat große Vermüstungen verursacht. Man hatte eine Dampfmaschine am Flusse aufgestellt, welche uns mit gut filtrirtem Trinkwasser versah; die angeschwollenen Wasser des Madura haben Alles fortgerissen. Auch ein schönes Kirchenfenster mit Glasmalereien, das der Sturm zerstörte, thut mir sehr leid. Endlich fürchte ich für viele unserer Kirchen und Kapellen, von denen einige sechs Fuß im Wasser stehen, und die Sumpfluft, welche die Ueberschwemmung zurückläßt, wird wahrscheinlich ein abermaliges Zunehmen der Cholera bringen.“

Ganz ähnliche Klagen erhebt P. Cartier in einem Briefe aus Ramnad. In all dem Elende gereicht es den Missionären zum Troste, daß die Christen solche Prüfungen durchschnittlich im Geiste des Glaubens geduldig hinnehmen. Ein Beispiel aus vielen erzählt uns P. Delpach:

„Unter den Neubekehrten des letzten Jahres habe ich einen gewissen Bissuvassam, der mich durch seine Ergebung und sein Gottvertrauen höchlich erbaut. Obgleich er von dem Gramatar (Vorsteher) seines Dorfes verfolgt wird, von seinem Pachtgute vertrieben wurde und sich mit Schmach und Schande überhäuft sieht, trägt er das alles nicht nur mit Geduld, sondern hört nicht auf, seine Frau und Kinder, seinen Bruder und dessen Familie mit Bitten zu bestürmen, daß sie ihm doch zur Religion des wahren Gottes nachfolgen möchten. Neulich wurde er und seine Eltern von der Cholera und den Pocken heimgesucht. Gott hat sie aber vor jeder Untreue bewahrt. Das gute Beispiel und die Bitten Bissuvassams haben uns zwei neue, jetzt schon im Glauben befestigte Familien gewonnen. Nach der Krankheit wurde er durch Armuth und Elend geprüft. Eine Ueberschwemmung raubte dem armen Manne den letzten Rest seiner Ernte, und da er so gezwungen wurde, sich für Wucherzinsen Geld zu



leihen, war sein Ruin bald vollständig. Man nahm seine ganze Habe in Beschlagnahme, und der Gramatara des Dorfes will ihn sogar aus der Gemeinde verjagen. Allein trotz der Größe dieser Prüfung hat der Glaube dieses neuen Christen auch nicht um eines Haares Breite gewankt; ja er hat sich nicht einmal über sein Unglück beklagt oder mich um eine Gelbhunterstützung gebeten. Um den Preis so großer Opfer den Glauben erkaufen und dafür keinen Lohn erwarten, hier auf Erden wenigstens: das ist schön, das ist heroisch für jeden — ganz besonders aber für einen Hindu.“

Wie unseren Lesern bekannt ist, verwenden die Missionäre auf die Jugendberziehung in den Unterrichtsanstalten von Tritschinopol, Palamcottah, Sivagangah und Tuticorin ganz besondere Sorge. Dieselbe ist auch im Jahre 1886 durch den Erfolg der Prüfungen belohnt worden. Das große St.-Josephs-Colleg in Tritschinopol allein zählt über 900 Zöglinge.

Im Februar dieses Jahres hatte Msgr. Canoz den Trost, die Erstlinge des Seminars von Tritschinopol, 7 Familien, zu Priestern zu weihen. „Das sind,“ sagt die ‚Indo-European Correspondence‘, „die ersten eingebornen Weltpriester der Mission von Mabura; bis jetzt waren alle Hindu, welche die Priesterweihe empfingen, Mitglieder der Gesellschaft Jesu.“

### Madagaskar.

Nach dem lang ersehnten Friedensschlusse zwischen der Königin der Hovas und den Franzosen konnte die seit der Vertreibung der Missionäre im Sommer 1883 verlassene Mission auf der großen ostafrikanischen Insel wieder aufgenommen werden. In dem folgenden Briefe erzählt uns P. Camboué S. J. den feierlichen Einzug, den Msgr. Cazet S. J., der apostol. Vikar von Madagaskar, in Tamatave hielt:

„Am Morgen des 5. April 1886 erreichte das Transportschiff ‚La Rive‘, an dessen Bord sich Msgr. Johann Baptist Cazet, Titularbischof von Sozusa und apostol. Vikar von Madagaskar, mit acht Missionären befand, den Hafen von Tamatave. Unter den Missionären waren sechs Schulbrüder und ein Scholastiker der Gesellschaft Jesu, ein Madegasse, welcher seine Studien in Europa gemacht hat. Nachdem der Anker gefallen war, machte der Bischof dem Contre-Admiral Miot an Bord der Fregatte ‚La Naïade‘ seine Aufwartung. Der feierliche Einzug des apostol. Vikars wurde auf Nachmittags vier Uhr festgesetzt. Als derselbe das Schiff verließ, um in der festlich besagten Schaluppe des Admirals an's Land zu gehen, verkündete der Kanonendonner der Fregatte der großen afrikanischen Insel, daß ihr Oberhirt komme, um im Namen des Königs der Könige Besitz von ihr zu ergreifen. Am Landungsplatze standen die Patres der Mission und der Marinegeistliche in Chorkleiden; ferner die Schulbrüder, die St.-Josephs-Schwwestern aus Cluny, die Kinder der Knaben- und Mädchenschulen, endlich zahlreiche Soldaten, europäische Kaufleute und Eingeborene, um den ersten Segen des Bischofs zu empfangen.

Der apostol. Vikar hatte die bischöflichen Gewänder angelegt und nahm unter dem Traghimmel Platz, den unter andern ein Hova-Offizier der zehnten Rangstufe, ein früherer Zögling der Mission, tragen wollte. Dann setzte sich die Prozession durch die Hauptstraße von Tamatave in Bewegung, während heilige Gesänge, die Musik des Collegs und das freudige Geläute der Glocken ihr Benedictus qui venit in nomine Domini (Gesegnet der da kommt im Namen des Herrn) in die Lüfte jubelten. Nachdem in der Kirche die Ceremonien, welche das römische Rituale vorschreibt, vorgenommen waren, richtete der Bischof herzliche Worte des Dankes an Gott, dem

Höchsten alle Ehre zuweisend, welche ihm, seinem Stellvertreter, erzeigt worden sei. Auch forderte er die Zuhörer zum Danke gegen den Allmächtigen auf für den Friedensschluß zwischen Frankreich und Madagaskar und zum Gebete für das Wohlergehen beider Völker.

Seit seiner Ankunft empfängt der Bischof täglich die Beweise herzlicher Zuneigung Seitens der Bevölkerung. Doch wird er sich nicht lange hier aufhalten. Es drängt ihn, den zahlreichsten und am schwersten geprüften Theil seiner Herde möglichst bald zu besuchen. Morgen schon gedenkt er trotz der Regenzeit und des schrecklichen Zustandes der Wege nach Tananarivo abzureisen. Sein Vaterherz ruft ihn zu den armen hungernden Kindern, denen seit drei Jahren niemand mehr das Brod der christlichen Lehre brach. Schon sind unter dem Schutze des hl. Joseph mehrere Missionäre dem Bischofe vorausgeeilt und in die Provinzen Imerina und Vatsileos vorgebrungen. Unsere braven Neubekehrten, deren Treue in den Tagen der Prüfung Ihnen bekannt ist, sehen jetzt ihr Gebet erhört und das Versprechen des Heilandes erfüllt: Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen; ich werde zu euch kommen.

Sowohl die französische als die Hova-Regierung zeigen sich jetzt der katholischen Mission günstig. Dieser Tage hat der erste Minister Ihrer Majestät der Königin Ranavalona III. an den Contre-Admiral Miot geschrieben, die katholischen Missionäre dürften überzeugt sein, bei ihm Schutz und Hilfe zu finden für ihr civilisatorisches und christliches Unternehmen. Aber wie viele Ruinen gilt es durch Neubauten zu ersetzen! wie viele Verluste einzubringen! wie große Vorurtheile zu beseitigen! Wir vertrauen bei unserm Werke an erster Stelle auf die mächtige Hilfe Gottes, dann aber auch auf die Gebete und Unterstützungen der Mitglieder des Vereins der Glaubensverbreitung und aller frommen Christen.“

Aus einem fast gleichzeitigen, ebenfalls aus Tamatave datirten Briefe können wir die guten Nachrichten P. Camboué's bestätigen. Wir lesen in demselben:

„10. April. Bischof Cazet hatte an Rainandriamapandry, den Gouverneur von Tamatave, welcher aber zu Soamirana wohnt, geschrieben, er wünsche ihn zu besuchen, bevor er die Reise nach Tananarivo antrete. Der hohe Beamte antwortete, er werde ihn mit Freuden empfangen. So ging dann der Bischof gestern mit P. Lacomme zu ihm. Der Empfang war ungemein zuvorkommend. Kaum hatte der Bischof den Fluß überschritten, als er unsern früheren Zögling Eduard traf, den der Gouverneur mit ganz besonderer Aufmerksamkeit gesandt hatte, um den hochwürdigsten Herrn in das Lager der Hovas zu führen. Beim Eingange in dasselbe und noch an mehreren andern Stellen standen Posten, welche vor dem Bischofe präsentiren mußten. Zu Soamirana wurde er mit Kanonenschüssen begrüßt, gerade so wie in Tamatave. Er mußte an einem Festmahle theilnehmen, zu dem ein Duzend Hova-Offiziere geladen waren. Eduard, der die zehnte Rangstufe hat, mußte den Bischof bedienen. Der Gouverneur versprach dem apostol. Vikar zwei Offiziere auf die Reise nach Tananarivo mitzugeben, damit sie rasch von Statten gehe; nicht als ob von Seiten der Hovas etwas zu fürchten wäre, durchaus nicht! sondern als Ehrengeleite. Mit Einem Worte: Msgr. Cazet kann sich über die neu angeknüpften Beziehungen mit dem Gouverneur von Tamatave nur lobend äußern, und er betrachtet dieselben als ein günstiges Unterpfand des Einverständnisses zwischen der Mission und der madegassischen Regierung.



11. April. Heute erhielten wir indirect vortreffliche Nachricht über die Ankunft unserer Patres in Tananarivo. Die Christen hatten Kunde davon erhalten; nach ihrer Schätzung sollten die Missionäre am Samstag den 27. März eintreffen. In großer Menge hatten sie sich an diesem Tage versammelt; die einen zogen ihnen entgegen, die andern bereiteten inzwischen eine Mahlzeit und suchten die Speisen so gut als möglich nach französischer Art zuzubereiten. Drei Hammel waren geschlachtet worden und dazu eine gute Zahl Hühner. Leider ging der Samstag vorbei, ohne daß die Patres gekommen wären, das war eine große Enttäuschung! Dieselben hatten zu Andraifora, etwa eine Stunde von Tananarivo, übernachtet und zogen erst den 28. März um elf Uhr, von einer großen Menschenmenge umringt, in die Stadt ein. Sie gingen geraden Weges zur

Kirche von Ambodinandohalo. Im Nu war dieselbe übervoll. Man sang; ein Pater richtete einige Worte an die Versammlung; Thränen der Freude und des Glückes füllten aller Augen. Eine feierliche Messe wurde auf den folgenden Tag angekündet. Dann trennte man sich für den Augenblick. Am andern Morgen war die Kirche schon um fünf Uhr ganz angefüllt, und an den nächsten Tagen war die Theilnahme nicht geringer. So erzählte uns ein Madegasse. Ausführlicheres werden die nächsten Briefe der Missionäre zweifelsohne bald bringen."

### Nordamerika.

Ueber die **Indianermission in Montana** in den Vereinigten Staaten von Nordamerika unter dem Stamme der Assinaboines erhalten wir von P. Friedrich Gerschweiler S. J. aus Fort Beltnap den 1. März 1888 die folgenden interessanten Mittheilungen:



Eine tongkinesische Verschanzung (Bambusverhau).

„P. Cataldo S. J., der Obere der Missionen in den Felsengebirgen, ersuchte mich, Ihnen für die „Katholischen Missionen“ einen Bericht über die Mission unter den Assinaboines-Indianern zu schicken.

Der erste Missionär, welcher zu den Assinaboines kam, war P. de Smet S. J. In seinen Reisebeschreibungen handeln vier Briefe aus dem Jahre 1854 über diesen Indianerstamm. Aus Mangel an Missionären konnte aber damals kaum etwas zur Bekehrung desselben gethan werden. Im Jahre 1879 taufte P. Grassi S. J. einige Kinder und Erwachsene, welche ich nicht mehr ausfindig machen kann; sie sind wohl theils gestorben, theils fortgezogen. Im Jahre 1883 taufte P. Damiani S. J. sechs Kinder, und im Jahre 1884 P. Bandini drei. Erst im

vorigen Herbst konnte dem gemeinschaftlichen Verlangen der Assinaboines und der mit ihnen vereinten Gros-Ventres, unter ihnen eine Mission zu gründen, entsprochen werden, und es war am Feste Mariä zur Erlösung der Gefangenen (de morcedo), daß mich der Obere der Indianer-Missionen im Norden der Vereinigten Staaten für diesen Posten bestimmte, d. h. zum Missionär von etwa 2000 auf ihrer Reservation gewissermaßen gefangen gehaltener Indianer machte.

Am Feste Allerheiligen erhielt ich die nothwendige officielle Bewilligung der amerikanischen Regierung, Missions- und Schulgebäude auf dem Indianergebiet der Assinaboines und Gros-Ventres zu errichten. In der folgenden Woche begab ich mich auf die Reise nach der Indianeragentur Fort Beltnap.





Christen von hoher Kaste aus Madura.



Ich verließ Fort Benton um 4 Uhr Morgens mit dem Postwagen und langte Abends um 6 Uhr in dem 75 Meilen entfernten Fort Assinaboine an. Wir fuhren den ganzen Tag durch die Prärie, welche sich wie ein endloses Meer hinstreckt, aus dem einzelne ferne Gebirgszüge wie Inseln hervorragen. Das einsörmige, baumlose Tafelland hier ist immer melancholisch; dieses Mal zeigte es überdies dem Auge weithin eine schwarze Fläche, als läge ein Trauerflor darüber. Vor zwei Wochen rasten an verschiedenen Plätzen zugleich über eine Strecke von mehr als 100 □ Meilen Brände, deren züngelnde Flammen das Gras überall in der Ebene verzehrten und viel schätzbares Holz in den Wäldern des 'Barentagen-Gebirges' verschlangen. Der Präriebrand mag durch die Nachlässigkeit von Reisenden, welche etwa ihr Kochfeuer im Freien nicht ganz ausgelöscht hatten, entstanden sein; man hält indeß für wahrscheinlicher, daß Pferdebiebe an den großen Viehbesitzern, deren cowboys (Kuhjungen) kürzlich viele ihrer Kameraden faustrechtlich hinrichteten, Rache nehmen wollten, oder auch, daß die Indianer die eindringenden Heerden der Weißen von ihrem Gebiete weghalten wollten. Von Fort Assinaboine wurden Soldaten und von Fort Belknap Indianer ausgesandt, welche das vordringende Feuer an einigen Stellen dadurch bezwangen, daß sie mit nassen Säcken daraufschlugen oder nasse Häute darüber schleiften. Frostige Nächte löschten schließlich den ganzen Präriebrand.

Fort Assinaboine ist ein Militärposten, welcher vor einigen Jahren gebaut wurde, um die Indianer dieser Gegend in Schach zu halten. Dort hielt ich Sonntags-Gottesdienst für die katholischen Soldaten. Montag den 11. November ging es weiter nach dem 28 Meilen entfernten Fort Belknap. Dasselbst angelangt, begab ich mich zu Herrn Tom O'Hanlon, einem Kaufmann, der den Handel mit den Indianern vermittelt, und wurde mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen. Am selben Abend besuchte ich den Indianeragenten Major Lincoln. Er ist ein Methodist und hatte in früheren Zeiten dem Missionär bedeutende Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Unter Grants Präsidentschaft wurden nämlich die Indianer-Reservationen verschiedenen Religionsgenossenschaften zugetheilt, und die hiesige fiel den Methodisten zu, obgleich nie ein Methodistenprediger hierher kam. Unter der jetzigen Regierung ist dieses System aufgehoben. Meine amtlichen Brieffschaften befriedigten den Agenten. Mit Herrn O'Hanlon traf ich sofort Anstalten zur Errichtung eines Missionshauses in Fort Belknap.

Am nächsten Tag reiste ich wieder ab. Nachdem ich in Fort Benton alle Vorkehrungen zu meiner Uebersiedelung getroffen, besuchte ich noch die St. Peters Mission, wozu meine Indianermission gehört, und war am Fest des hl. Franz Xaver wieder in Fort Benton. Es war der letzte Tag meines Aufenthaltes in dieser Grenzstadt, wo ich zwei Jahre stationirt gewesen. Einer der heftigsten Stürme, die je hier gewüthet, tobte an jenem Tage; der Wind jagte mit der Schnelligkeit von 65 Meilen in der Stunde dahin. Der folgende Tag war jedoch wieder schön und ich verließ Fort Benton. Ueber Sonntag blieb ich in Fort Assinaboine. Am 7. December fuhr ich in einem Militärwagen, welchen mir der protestantische Commandant zur Verfügung gestellt, nach meinem Bestimmungsorte ab. Der erste Schnee war gefallen und hatte die abgebrannte Prärie in eine weiße Decke gehüllt. Abends langte ich in Fort Belknap an und kehrte bei Herrn O'Hanlon ein.

Am 8. December, dem schönen Feste der Unbefleckten Empfängniß, fand die feierliche Eröffnung meiner Mission statt.

Anstatt der Domglocken verkündigten die lauten Stimmen einiger Indianer im nahen Dorfe den Beginn des Gottesdienstes. Ich ging zu meiner neuen 'Kathedrale', einem einstöckigen Haus aus Holzstämmen, trat in das Portal mit vorsichtig gebeugtem Haupt und schritt durch die Hallen des Gebäudes. Es ist schwer zu entscheiden, zu welchem Kunststil die Bauart gerechnet werden soll, in der Mr. O'Hanlon mit Hülfe einiger Indianer das Gebäude aufgeführt hat. Es besteht aus zwei Zimmern, jedes 16 Fuß lang und 15 Fuß breit. Da kein Marmoraltaar mit goldenen Leuchtern da stand, richtete ich auf einem Tische meinen Missionsaltar zurecht. Unterdessen hatte sich die Volksmenge versammelt, bestehend aus den Katholiken des Ortes, Mr. O'Hanlon mit einem seiner Arbeiter, und aus einigen neugierigen Indianern. Ich begann die erste heilige Messe in meiner Mission und las sie, obgleich keine Orgel ertönte und kein palestrinischer Gesang sich hören ließ, mit der größten Festesfreude.

Mein Haus habe ich allmählich wohnlich eingerichtet. Glücklicher Weise war das Wetter bis nach Weihnachten warm. Dafür rächte sich der Winter im Januar. Bei Beginn der außergewöhnlichen Kälte wurde die Ankunft der Polarwelle, welche von Canada kommt und eisig kalt über ganz Nordamerika bis nach Florida zieht, zuerst von Fort Assinaboine, dem nördlichsten Militärposten, an's Wetterbureau der Vereinigten Staaten telegraphirt. Hier in Fort Belknap hatten wir über 50 Grad unter Null.

Der hochw. Missionsobere bezeichnete als Hauptzweck meines Ueberwinterns bei den Indianern das Sprachstudium. Jeder der beiden Stämme, welche hier wohnen, hat seine eigene, von der andern ganz verschiedene Sprache. In Fort Belknap ist die Gelegenheit zur Erlernung des Dialektes der Assinaboinen günstig, indem zwei Dörfer derselben nur einige Minuten entfernt liegen. Alle Gros-Ventres wohnen viel weiter weg.

Wie nothwendig war doch die Sprachengabe für die Apostel, welche zur Gründung des Christenthums allen bekannten Nationen predigen sollten! Denn die Schwierigkeiten der Missionäre beim Lernen von Sprachen, in welchen kein Wort gedruckt ist, sind nicht zu beschreiben. Wie oft werden die Zeichen und Fragen des Missionärs von den Wilden gar nicht verstanden oder mißverstanden; wie oft gar nicht beantwortet oder unabsichtlich und absichtlich falsch beantwortet! Wie oft hört er Worte, ohne auch nur den richtigen Laut und Accent der fremdartigen Consonanten und Vocale und Silben aufzufassen! Wie lange dauert es sodann, ehe er für die religiösen Ideen, welche den Heiden so unbekannt sind, den richtigen und passenden Ausdruck gefunden hat! Wie vorsichtig muß er seine Sätze nach einer wildfremden Syntax bilden, damit er nicht in feierlichem Gebet und im Ernst der Predigt ganz lächerliche Dinge vortrage! — Von den Indianersprachen sagt P. Mengarini S. J. in der Einleitung zu seiner Flat-head-Grammatik, daß kein Europäer in 18 Jahren auch nur eine einzige gründlich erlernen könne.

Gott sei Dank, ich fand hier eine außerordentlich gute Hülfe zur Erlernung des Assinaboine. Der hiesige, von der Regierung angestellte Dolmetscher, Herr W. Bent, welcher mit einer Indianerin verheirathet ist und seit 20 Jahren unter den Indianern lebt, erlangte bei gutem Talente durch beständige Uebung ein in gewisser Beziehung besseres Verständniß der Sprache, als die Indianer selbst. In seiner Kindheit besuchte er eine Missionschule der Patres in Texas und behielt immer



eine besondere Vorliebe für den katholischen Missionär, dessen Ankunft er als ein Glück für die Indianer betrachtet. Er bot mir seine Dienste unentgeltlich an, indem er sich reichlich in dem Bewußtsein entschädigt findet, wesentlich zur Ehre Gottes und zum ewigen und zeitlichen Wohl der Indianer mitzuwirken. Abends kommt er für einige Stunden zu mir, und wir haben bereits die gewöhnlichen Gebete und über die Hälfte des kleinen Katechismus übersetzt.

Assinaboine ist eine Tochtersprache des Sioux, etwa so verschieden davon, wie Italienisch vom Latein; im Sioux sind mehrere Werke gedruckt, in Assinaboine kein einziges. Das indianische Wort für 'Gott' ist Wakan-tanga, welches gewöhnlich mit 'Großer Geist' übersetzt wird. Sprachlich richtig könnte Wa-kan mit 'Ich bin' übersetzt werden, und demgemäß bedeutete Wakan-tanga 'Ich bin' oder Jehova. Somit hätten diese Indianer denselben Grundbegriff von Gott wie die Israeliten, und den besten Namen für Gott, denjenigen, welchen er sich selbst beigelegt. Es erinnert mich dieß an die Theorie derjenigen Forscher, welche behaupteten, die Indianer seien die Nachkommen der verlorenen zehn Stämme Israels, die nach Ninive's Fall im Laufe der Zeiten bis nach Amerika gewandert seien. Meine Phantasie gefiel sich darin, bei den Indianern in ihrer Anbetung der Sonne und Gestirne und in ihrer Vorliebe für Zauberei Assyrisches zu entdecken, glaubte bald in ihrer Sprache, Tracht und Sitte, in ihren Tugenden und besonders ihrer Rasse Israelitisches zu finden und kam wohl auch auf die Idee, daß durch die Bekehrung der Indianer sich irgendwie die Prophezeiung Jesaias' im Kap. 10, V. 21 erfülle: 'Die Ueberbleibsel werden sich bekehren, ja die Ueberbleibsel Jakobs zu dem starken Gott.'

Einen anderen philologischen Trost gewährte mir das Wort *baptism*, übergießen, das sich trefflich für *baptismus* gebrauchen läßt.

Für die Wochentage haben die Assinaboinen keine Namen; den Sonntag der Weißen nennen sie den 'gottgeweihten Tag'. Die Indianer kommen aus ihren nahen und fernen Dörfern zweimal wöchentlich, um Proviant zu holen zur Agentur; Montags erhalten sie Mehl und Speck, Mittwochs Fleisch. Dann geht's immer hinüber zu meinem Missionshaus, welches die größte Kunstgalerie in der Welt für diese Wilden ist. Ueber dem Eingang auf dem Dachgiebel ist ein Crucifix aus Gußeisen mit einem vergoldeten Christus aufgepflanzt, ein Geschenk des hochw. Herrn Bischofs J. B. Brondel. Die eintretenden Indianer betrachten mit Zeichen des Staunens alle Bilder an den Wänden und wollen wissen, was dieselben bedeuten. Im innersten Zimmer gieben besonders das große Altarbild, ein Oelgemälde, den hl. Joseph mit dem Jesusknaben an der Hand darstellend, und die Bilder des Herzens Jesu und der Unbefleckten Empfängniß in Farbendruck ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die recht schönen Bilder des vorderen Zimmers, deren größte Anzahl ich überaus wohlfeil von Kurz & Allison in Chicago erhielt, sind besonders belehrend; es sind ein Muttergottesbild, Christi Geburt, Christus lebend, die Kreuzstationen auf einem großen Bogen, die Auferstehung, die Ankunft des heiligen Geistes, Krönung Mariä durch die heilige Dreifaltigkeit, der Erzengel Michael den Drachen überwindend, Moses mit den zehn Geboten, die 15 Rosenkranzgeheimnisse auf einem Bilderbogen, endlich die Photographien des Papstes und der Bischöfe unserer Erzdiocese Oregon und zwei lange Bilderbogen, vom Oblaten-Missionär Lacombe zum Unterricht der Indianer herausgegeben.

Jeden Morgen kommen ungefähr 20 Kinder aus den zwei nächsten Dörfern und lernen die Gebete, deren Sinn ich ihnen mit Hilfe der Bilder verständlich mache. Sie beten bereits in ihrer Sprache das Vater unser, Begrüßet seist du Maria, Confiteor, die Akte des Glaubens, der Hoffnung, Liebe und Reue und die zehn Gebote Gottes. — Ich habe bisher nur einige todtkranke Kinder getauft. Weitere Schritte zur Bekehrung der Indianer wollte ich erst thun, wenn ich ihrer Sprache mehr mächtig bin.

Die Gros-Ventres wünschen auch den Unterricht des Missionärs und können die Vertröstung, daß ich später ihre Sprache lernen werde, kaum zufrieden hinnehmen.

Die beiden Indianerstämme sind dem Christenthum zwar nicht abgeneigt; es wird jedoch eine geraume Zeit erfordern, bis sie zu wahren und eifrigen Christen umgewandelt werden. Sie wünschen vor Allem die Errichtung einer Schule; dann wollten sie ihre Kinder gern unterrichten und taufen lassen. Reichliche Almosen könnten die Erfüllung dieses Wunsches am schnellsten befördern.

Ein kleiner Fluß durchströmt diese Reservation; er heißt 'Milchfluß'. Sein Name erinnert an das Land, in dem Milch und Honig floß. Möge doch das Christenthum dieses Gebiet der armen Indianer in natürlicher und übernatürlicher Beziehung zu einem gelobten Lande umgestalten! Ist es ja nur die wahre Religion, welche die Reste der Indianerstämme vom zeitlichen und ewigen Verderben retten und zu civilisirten, blühenden Völkern herantreiben kann."

### Oceanien.

**Apostol. Vikariat der Sandwichinseln.** Unsere Nachricht über die Erkrankung des Apostels der Ausfägigen von Molokai, welche wir in der letzten Nummer brachten, bestätigt sich leider. Zugleich mit dem Porträt des hochw. P. Damian Deveuster (siehe S. 176) können wir die folgenden Zeilen mittheilen, welche uns ein Mitbruder des kranken Missionärs zusendet:

"Schon im vorigen Jahre schrieb P. Damian an seinen Bruder Folgendes: 'Um die Unglücklichen zu besuchen, muß ich mich eines Wagens bedienen, denn meine Füße sind angeschwollen.' Schrecklich ist diese Krankheit, da den davon Ergriffenen das Fleisch in Stücke fällt, und bisheran die berühmtesten und geschicktesten Aerzte sich vergebens abgemüht haben, ein Mittel auszufinden, welches ihrem mörderischen Verheerungswerke einen Damm entgegensetzen könnte.

Aus einem Briefe des P. Damian an den hochw. Herrn Hermann Hoeckmann, apostolischen Vikar der Sandwichinseln, ebenfalls aus der Congregation der heiligsten Herzen, entnehmen wir, daß ihm keine Hoffnung auf Wiedergenesung übrig bleibt; bereits fallen die Augenbrauen aus, und die Nase und die Ohren fangen an, in Verwesung überzugehen. Dabei ist der Vater zufrieden und legt Beweise einer Nächstenliebe und Aufopferung ab, die selbst jene halbwilden Eingeborenen mit Verwunderung erfüllt und selbstverständlich einen großen Einfluß zu Gunsten der katholischen Religion ausübt. Die protestantischen Missionäre, die auch auf jenen Inseln sind, fühlen das sehr wohl. Mit der Pflege und Bekehrung der Ausfägigen wollen sie sich nicht befassen, wie übrigens auch wohl kaum anders erwartet werden kann, da die meisten verheirathet sind, und die Sorge für Weib und Kind sie einer so gefährlichen Beschäftigung sich nicht unterziehen läßt. Um so erbauernder ist das Bei-



spiel des P. Damian, der mit der Aussicht auf schreckliche Leiden und einen qualvollen Tod, ohne alle Hoffnung auf irdischen Gewinn und Lohn, dennoch, wie er schreibt, unter dem Beistande der Gnade Gottes auf seinem Posten ausharren und auch im Tode seine theuren Ausfähigen nicht verlassen will. Möge der liebe Gott diesem Martyrer der Nächstenliebe Geduld und Trost in seiner schrecklichen Krankheit zu Theil werden lassen, und ihm die Gnade verleihen, die christliche Aufopferung, die er bisher so herrlich ausgeübt, bis zum letzten Athemzuge durch Wort und That zu bezeugen."

#### Apostol. Vikariat der Samoa- oder Schiffer-Inseln.

Die Samoa-Inseln, ungefähr in der Mitte des Stillen Oceans gelegen, vom 14.° südl. Br. und 170.° westl. L. durchschnitten, haben in letzter Zeit viel von sich reden gemacht, indem Deutschland sie gerne unter die Zahl seiner Colonien angenommen hätte. In der That ist nicht zu läugnen, daß sie bei weitem den wichtigsten Punkt der deutschen Handelsinteressen in der Südsee bilden. Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, deren Hauptagentur sich in Apia, dem besten Hafen der Inselgruppe, befindet, hatte im Jahre 1884 für den von ihr besorgten Theil der Südsee eine Gesamteinfuhr im Werthe von 985 112 M. und eine Ausfuhr im Werthe von 2 640 696 M. Im Hafen von Apia verkehrten im gleichen Jahre 232 Schiffe, wovon mehr als zwei Drittel (161) deutsche waren. Von den Samoa-Inseln selbst betrug die Ausfuhr im Jahre 1884 nicht weniger als 1 464 232 M., davon 1 384 132 M. auf Rechnung deutscher Kaufleute, so daß man sagen kann, die Ausfuhr, bestehend in getrockneten Kofosnüssen (Kopra) und besonders feiner Baumwolle, liege ganz in deutschen Händen.

Die Inselgruppe, welche 2787 qkm groß ist und etwa 34 000 Eingeborene zählt, hat also zweifelsohne für Deutschland einen gewissen Werth; allein ein völkerrechtlicher Vertrag, der zwischen Deutschland, England und Amerika geschlossen wurde, verbietet vor Ablauf der nächsten zwei Jahre jeder der genannten Mächte den Versuch, die ausschließliche Herrschaft über die schönen Eilande zu gewinnen. Die drei bedeutendsten Inseln sind Savaii mit 1707 qkm (31 □ Meilen) und 13 000 Einwohnern, Upolu mit 881 qkm (16 □ Meilen) und 16 500 Einwohnern, Tutuila mit 139 qkm (2½ □ Meilen) und 3800 Einwohnern. Die Samoaner rechnen zu den körperlich am besten gebildeten, aber auch zu den sittlich am tiefsten gesunkenen Polynesiern. Die katholische Mission unter denselben wurde von den Missionarpatres im Jahre 1845 eröffnet. Seit 1850 ist dieselbe von dem apostol. Vikariate Central-Oceanien als selbst-

ständiges Vikariat abgezweigt und zählte im Jahre 1884 6500 katholische Eingeborene, für welche 20 Kirchen oder Kapellen aus Stein und 10 aus Holz erbaut waren. 16 Missionäre unterstützen den apostol. Provikar Msgr. Lamaze. Zu Apia leiten Schwestern von Unserer lieben Frau von Oceanien ein Mädchenpensionat, das 1884 etwa 80 Pensionäre und 50 auswärtige Schülerinnen zählte. Außerdem haben die Missionäre zu Vaia eine Katechistenschule.

Der folgende Brief eines Samoamissionärs, des hochw. P. Jaboulet, erzählt uns eine der gefährvollen Fahrten, denen sich die Missionäre Oceaniens aussetzen müssen, wenn sie die auf den verschiedenen Eilanden verstreuten kleinen Gemeinden besuchen wollen. Wohl können sie mit dem hl. Paulus sagen, daß sie um des Evangeliums willen sich „Gefahren zur See“ zu unterziehen haben. Der Brief ist datirt aus Apia 17. Jan. 1886 und an die Mutter des Missionärs gerichtet.

„Nach dem Weihnachtsfeste hatte ich die Freude, den hochw.

P. Vidal nach Apia, dem Mittelpunkt der Samoamission, zu begleiten. P. Vidal wurde auf der Insel Upolu (auf deren Nordküste Apia liegt) bis zum 2. Februar festgehalten, da er daselbst den Grundstein einer neuen Kirche einsegnen sollte. Allein wir hatten einige Kranke auf unserer Insel Tutuila<sup>1</sup>, und ich mußte deshalb die erste Gelegenheit benützen, um zu unseren zwei Gemeinden auf Tutuila zurückzukehren. Glücklicherweise traf ich einen amerikanischen Kapitän, der am folgenden Tage, den 8. Jan., mit seinem kleinen Segler, ‚der Schiffer‘, nach dem Hafen Pago-pago, wo sich meine Station befindet, in See gehen wollte. Er war bereit, mich an Bord zu nehmen, und so schiffte ich mich zur festgesetzten Stunde ein, obschon ich erst zwei Tage in Apia zugebracht hatte. Trotz eines starken Westwindes ließ sich

‚der Schiffer‘ von einem kleinen Dampfer aus dem Hafen bringen, um sofort abzufegeln. Aber plötzlich trat eine Windstille ein, und wir harrten umsonst, daß sich eine günstige Brise erhebe. Nach der Aufforderung des Kapitäns ging ich an's Land, um die Nacht bei meinen Mitbrüdern zuzubringen.

Am Samstag, den 9. Februar, einem der heiligen Jungfrau geweihten Tage, schien sich das Wetter günstig zu wenden und wir verließen gegen 10 Uhr Morgens die Rähde von Apia. Der Wind hatte freilich umgesezt und kam jetzt gerade von Tutuila her; aber er blies steif, und unser schmucker Zweimaster schoß pfeilschnell durch die Kluthen, obschon seine Leseite bis an den Rand im Wasser ging. Gleichwohl senkte sich der Tag und wir waren noch immer in Sicht von Upolu. Da unser

<sup>1</sup> Südöstlich von Upolu. Vgl. den Missionsatlas.



R. P. Damian Deveuster, der Apostel der Ausfähigen von Molokai.



Kapitän sah, daß das gewöhnliche Kreuzen nichts half, legte er sich voll Vertrauen auf die Tüchtigkeit seines hübschen Schiffes noch viel kühner vor den Wind und sagte mir, am nächsten Morgen würden wir an den Küsten von Tutuila hinfahren und im Laufe des Tages die Bucht von Pago-pago erreichen. Ich dankte ihm, wir nahmen unseren Thee und dann zog ich mich in meine Kabine zurück. Der Himmel hatte sich schwarz überzogen und ein heftiger Platzregen drohte.

Bei Tage flogen zur See die Stunden ziemlich rasch dahin. Ein Vogel, ein Fisch, eine Wolke, ein Holzstück, das auf den Wellen treibt, und tausend andere Kleinigkeiten zerstreuen den Reisenden, der sich seinen Träumereien hingibt. Aber wenn Nachts der Sturm das gebrechliche Fahrzeug rüttelt, das euch auf den Bogen des Oceans trägt, dann stürmen auch in eurer

Seele Furcht und Hoffnung. Mitternacht war seit einer halben Stunde vorbei, wir mußten weit vom Lande entfernt sein; da fühle ich plötzlich, wie das Schiff seine Richtung ändert. Säh wirft es sich auf die rechte Seite, und gleichzeitig schlägt ein schriller Schrei des Kapitäns an meine Ohren. Gläser, Teller, Lampen, die wohl befestigt waren, stürzen klirrend in der Kabine zu Boden; Kisten und Kasten poltern im Schiffsraume mit schrecklichem Getöse nach der tiefer liegenden Seite. Kein Zweifel mehr: das Verdeck ist unter Wasser! Bevor ich auch nur daran denken konnte, die Kabine zu verlassen, stürzten die Wellen herein und trotz aller Anstrengung wurde ich aus meinem Bette in 6 oder 7 Fuß tiefes Wasser geschleudert. In der Dunkelheit war es mir unmöglich, einen Ausgang zu finden; ja ich dachte nicht einmal daran; denn ich war überzeugt, das Schiff



Landschaft von Apia auf Samoa.

sei gescheitert, und da konnte es mir doch gleichgültig sein, ob ich drinnen oder draußen ertrinke. Statt dessen beschäftigte mich ein viel nützlicherer Gedanke, der Gedanke nämlich: „In einigen Minuten wirst du vor dem Richtersthule Gottes stehen.“

Plötzlich hob eine Woge das Schiff und das zurückströmende Wasser riß mich gegen die Thüre der Kabine. Zu meinem Glück kam ich mit dem Kopfe wieder über Wasser; ich bemerkte ein schwaches Licht, eilte instinctiv darauf zu und kletterte hinauf. Noch jetzt kann ich in meiner Verwirrung nicht erklären, wie es mir gelang, nicht auf das Verdeck des Schiffes — denn das Verdeck war ganz unter Wasser — sondern auf die eine Schiffsplanke zu steigen. Ich konnte nun wenigstens Luft schöpfen und benützte die augenblickliche bessere Lage, um

mich inständiger der göttlichen Vorsehung zu empfehlen. Dann suchte ich in der Dunkelheit eine Planke, der ich mich beim Sinken des Schiffes hätte anvertrauen können. Eine Anzahl Protestanten klammerten sich gleich mir an die Seite des Schiffes und sahen mit Schrecken dem Tode entgegen; ich bot ihnen meine priesterliche Hilfe an. Sie gaben mir keine Antwort; sie wagten nicht, die dargebotene Hand zu ergreifen, so sehr sie es vielleicht wünschten. Da wandten sich meine Gedanken nach einer andern Seite, und von einer plötzlichen Eingebung bewegt, rief ich mit lauter Stimme aus: „Maria, meine gute Mutter, eile mir zu Hilfe! Ich verspreche 500 heilige Messen für die armen Seelen im Fegfeuer und werde ein Votivbild bei Unserer lieben Frau von Bafleury anbringen lassen.“



Raum hatte ich dieses Gelöbniß gemacht, da rief eine Stimme aus den Wellen: 'Die Tutula! die Tutula!' Tutula nennt man die kleine Schaluppe. Der Rufer war ein Matrose, welcher um das Schiff geschwommen war, um für sich eine Rettungsplanke zu suchen und welcher die Schaluppe gefunden hatte. Kein Mensch hatte an diese gedacht; sie war auf der entgegengesetzten Seite des Schiffes, welche ganz im Wasser lag, befestigt gewesen. Wer hatte sie tief unter der Wasserschale gelöst? Ich meinerseits trug kein Bedenken, die hilfsreiche Hand unserer Mutter im Himmel zu erkennen. Das war ein Aufdämmern der Hoffnung; aber noch wagte man sich nicht der Rettung zu erfreuen; denn das Fahrzeug war voll Wasser und unter dem Drucke der Segel ganz auf die Seite gelegt, während die Wogen jeden Augenblick über unsere Köpfe weggingen und uns in's Meer fortzureißen drohten.

Glücklicherweise verlor der Kapitän seine Kaltblütigkeit nicht. Er gab Befehl, die Schaluppe hinter den Kiel des Schiffes zu bringen. Das dauerte eine lange Viertelstunde, und während dieser Zeit sank das Schiff von Minute zu Minute immer tiefer. Noch einen Meter ragte das Wrack über Wasser und dann! — Dunkelheit, Regen, Wind und Wogen steigerten unsere Angst; ich zitterte vor Kälte; denn ich hatte mich meiner Soutane entledigt, um leichter schwimmen zu können. Endlich nahte sich die ersehnte Barke; die Hoffnung wuchs und erfüllte uns mit neuer Kraft. Wir warfen ihr ein starkes Tau zu und zogen sie mit vereinten Kräften an die Flanke des Schiffes heran, bereit, das sinkende Fahrzeug zu verlassen. Schon meinten wir gerettet zu sein, da braust eine gewaltige Woge über uns hin, stürzt uns beinahe in die Tiefe; das Tau entgleitet unserer Hand, die Barke wird fortgerissen und mit Wasser gefüllt. Das Rettungswert muß von Neuem begonnen werden. Zum Ausschöpfen hatten wir nur unsere Hände, und das Wrack sank immer tiefer. Der Kapitän gab seinen Filzhut; aber fast jede Welle spritzte hinein; die Barke wurde immer von Neuem voll Wasser und all unsere Mühe schien nutzlos; fünf- oder sechsmal wäre sie uns beinahe versunken, allein dennoch gelang es uns schließlich, sie zu dreiviertel auszuschöpfen und glücklich wieder an das sinkende Schiff heranzuziehen. Als wir die Barke beinahe geleert hatten, bestiegen wir dieselbe und verließen das Wrack, das gleich darauf sank.

Wohin nun? und wie? Zwei Fragen, welche in unserer gänzlichen Hilflosigkeit nicht leicht zu beantworten waren. Wir hatten kein Ruder, um von der Stelle zu kommen, keine Magnetnadel, welche uns den Weg wies, und die dunkle Nacht ließ auch keinen Stern scheinen, der uns die Richtung gezeigt hätte. Die Noth macht erfindereich. Man riß ein Brett von 1½ Fuß Länge vom Boden der Schaluppe los und entfernte die Nägel. Aber wie es zuschneiden, da wir keine Instrumente hatten? Nicht ohne Gefahr für die Schaluppe gelang es endlich, das harte Holz am Schiffsnabel in drei Stücke zu schlagen; so gewannen wir drei unförmliche Ruder, die von starken Armen sofort gebraucht wurden. Kamen wir voran? Wer hätte es sagen können? Das Meer ging so hoch und es regnete in Strömen. Ein Samoaner war beständig an der Arbeit, mit dem Hute des Kapitäns das Wasser auszuschöpfen. Aber bald erklärte er sein Unvermögen, dem einströmenden Wasser zu wehren; in der That fühlte ich, auf dem Boden des Schiffes sitzend, wie es immer höher stieg. Was war zu thun? Alle hatten die irgendwie entbehrlichen Kleider über Bord geworfen. Nach Kräften half ich Wasser ausschöpfen und bediente mich

meiner Flanelljacke dazu wie eines Schwammes. Endlich wurden wir des eindringenden Wassers Herr.

Die Richtung, welche wir einzuschlagen hatten, war nicht minder schwierig zu finden. Niemand vermochte die vier Himmelsgegenden zu bezeichnen. Man konnte keine drei Schritte weit sehen, und auch nicht ein einziger Stern funkelte am Himmel. Der Kapitän entschied sich dafür, die Richtung nach dem Winde zu bestimmen. Dabei mußte er aber von der Voraussetzung ausgehen, daß der Wind seit dem Schiffbruch nicht geändert habe, und doch hatte er in der Nacht zwei- bis dreimal gedreht. Welche Gewißheit hatten wir nun, daß er seither ständig geworden sei? Wir mußten uns mit einer schwachen Wahrscheinlichkeit begnügen, und so entschied der Kapitän, nachdem er auch mich um meine Meinung gefragt hatte, trotz einigen Widerspruch seitens der übrigen, die Richtung nach dem Winde zu nehmen. Nachdem er gesprochen hatte, schwiegen alle, nur daß nach Samoaner Brauch die Ruderer sich durch gegenseitigen Zuruf anfeuerten. Ich benützte die Ruhe zu eifrigem Gebete und sang leise für mich das Lied: 'Grüß dir, Stern der Meere, Gottesmutter hehre!' das gewiß zu unserer Lage paßte.

Plötzlich rief ein alter Seebär: 'Ein Schooner!' Jeder wandte seine Augen nach der Seite, von wo uns die Rettung verkündet wurde. Alle glaubten etwas zu sehen, der eine einen Zweimaster, der andere einen Dreimaster, ein dritter meinte gar einen Dampfer zu erblicken. Aus jeder Brust rang sich durchdringendes Hülfegeheul. Ach, es war eitel Täuschung, und die augenblickliche Hoffnung gab einer um so traurigern Stimmung Raum! Ich kannte die Gedanken meiner Unglücksgeossen nicht; aber ich selbst hatte wenig Zuversicht. 'Wer weiß,' sagte ich zu mir selbst, 'ob wir nicht dem Hungertode entgegen gehen? Wenn nun die Sonne aufsteigt und wir kein Land erblicken?' Allein ich hütete mich wohl, meine Befürchtungen den Gefährten mitzutheilen. Auch ich glaubte ohne Unterlaß, Schiffe im Dunkeln zu sehen; ja einmal meinte ich sogar, das Krähen eines Hahnes zu hören. Von 1 Uhr Nachts bis 5 Uhr Morgens kam uns die Zeit sehr lang vor. Wir sehnten die Sonne herbei, um in ihren Strahlen zu erwärmen; denn unsere Glieder schlotterten vor Kälte. Endlich graute der Morgen und — o der Freude! — mit dem wachsenden Lichte erschien am Horizonte vor uns eine langgestreckte Bergkette, auf welcher schöne, weiße Wolken lagerten. Zweifelsohne die große Insel Upolu; wir waren ihr aber sehr ferne und mußten uns schon anstrengen, die Küste zu erreichen. Geschwind wurden die Ruder abermals entzweigeschlagen, damit mehr Arme ihre Kraft einsetzen könnten. Jetzt achtete man nicht mehr der schäumenden Wogen; alle arbeiteten freudig, den Blick fest auf das vermeinte Land gerichtet. Ach, es war ein Trugbild! Was wir für einen Bergrücken hielten, war eine dunkle Wolkenbank. Im Nu zerfloß vor der aufsteigenden Sonne Alles in Nebel. Wir waren also wirklich auf hoher See, ohne alle Mittel der Rettung. Es trat jetzt ein Augenblick der Entnuthigung ein; doch durften wir die Hände nicht in den Schooß legen; wenn wir ja keine Küste fanden, so war der Hungertod unser sicheres Loos.

Die Sonne stieg höher und höher. Unsere breite, fast runde und überladene Schaluppe durchschnitt nur mühsam die hohlgelende See. Umsonst durchforschte der Blick den Gesichtskreis — ringsum die unermeßliche Wasserwüste! Nach und nach stellte sich Hunger und Durst ein, und wir hatten keine Krume Brod, keinen Tropfen Trinkwasser. Da steigt ein Schwarm



Vögel vor uns aus dem Wasser auf! Wir verdoppelten unsere Anstrengungen, um in ihre Nähe zu kommen; denn gewöhnlich halten sie sich in der Nähe der Küste, und wir hofften, sie würden uns als Führer zum Strande dienen. Aber ach, sie hatten Flügel und wir nicht! In einem Augenblicke schwenkten sie nach rechts und dann nach links und fort waren sie. Abermals herrschte Schweigen in unserer Schaluppe; aber ich versichere Ihnen, daß trotz der Ermüdung keiner an Schlaf dachte. Alle Augen waren weit offen und forschten, ob von keiner Seite Rettung komme. Gegen Mittag sahen wir einen dunkeln Gegenstand auf den Wellen schwimmen. In der Hoffnung, es möchte uns ein Zeichen sein, daß wir die rechte Richtung verfolgten, suchten wir uns dem Dinge zu nähern. Es war eine Kokosnußschale; wäre sie frisch gewesen, so hätte man daraus schließen können, es sei hier vor Kurzem ein Schiff vorübergefahren oder wir seien in der Nähe des Landes. Enttäuschung! Der Matrose, der sie aus dem Wasser zog, warf sie unwillig auf den Boden der Schaluppe; sie war ganz mit kleinen Muscheln bedeckt. Ich hob sie auf und warf sie wieder in's Meer zurück. Man sagte mir kein Wort; aber die Mienen meiner Gefährten drückten Mißbilligung aus. Weßhalb wollten sie die halbverfaulte Schale behalten? Da dämmerte in mir der Gedanke auf: sie sind vorsichtiger als du und denken an die Möglichkeit, daß der Hunger sie zwingen könnte, auch solche ekelhafte Nahrung nicht zu verschmähen. Daß ich nicht falsch gerathen, bewies gleich nachher ein Befehl des Kapitäns. Wir erblickten nämlich abermals eine Kokosnußschale, und der Kapitän gebot sofort, darauf zuzuhalten und die leere Schale wie einen Schatz aufzubewahren.

Inzwischen überzog sich der Himmel, und Gewölk drohte die Sonne zu verbergen, die uns als Kompaß diente. Ein Platzregen und dann abermals das Truggebilde eines Gebirges entmuthigten uns noch mehr. Man erblickte wiederum einen Gegenstand, der auf den Wellen trieb, und redete eben, ob es sich der Mühe lohne, darauf zuzusteuern, da rief der Kapitän, der mehr als alle andern ermüdet war, plötzlich: „Land, Land! sehet dort!“ Sie können sich unsere Freude denken. Es lag beinahe in gerader Richtung vor uns. Gott hatte uns also in seiner Barmherzigkeit gut geführt, und unser Leid schien ein Ende zu nehmen. Freilich ganz konnten wir an unsere Rettung noch nicht glauben; denn so manche Enttäuschungen hatten uns ungläubig gemacht. Das ersehnte Land lag in so großer Ferne und schien so winzig klein. Nachdem wir eine ganze Stunde gerudert hatten, war noch kein Baum, keine Bucht zu sehen. Doch hob sich unser Muth und unsere Kraft, als die Sonne hinter den Wolken hervortrat und in ihren Strahlen die Umrisse der Berge, statt wie diesen Morgen zu verschwinden, immer klarer und bestimmter hervortraten. Dießmal hatten wir also ein ächtes Land vor Augen. Nur Eines erübrigte noch: alle Kraft einzusetzen, um dasselbe vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen. Noch immer konnte uns eine jener tödtlichen Meeresströmungen, welche in diesen Gegenden so zahlreich sind, erfassen und weit fortreißen in das sichere Verderben.

Doch der Schutz des Himmels hatte sich bisher so offenbar gezeigt, daß wir vertrauensvoll auf unsere Rettung hofften. Wie die Ruhe dem Sturme folgt, so verschwanden jetzt die Wolken, das Meer glättete sich, und auf allen Gesichtern der Schiffbrüchigen leuchtete freudige Zuversicht. Nur die Sonne, die wir so heiß ersehnt hatten, ließ sich jetzt ihre Führerdienste bezahlen, indem sie ihre glühenden Strahlen uns auf Haupt

und Arme niederschloß. Doch diese kleine Qual wurde für nichts geachtet und ganz vergessen in der Freude, daß das Land immer höher emporstieg und die Berge von Upolu sich immer schärfer vom Himmel abhoben. Und nun konnten wir auch gerade vor uns den lieben Hügel von Baia erkennen, auf dem sich unsere Katechistenanstalt befindet. Wir erreichten die Bucht von Apia, welche wir Tags vorher verlassen hatten, und waren jetzt sicher, während der Nacht das Land zu betreten.

Erlassen Sie mir, unsere Freude zu schildern, als wir endlich in den Hafen einfuhren. Wir kamen uns wie dem Grabe Enttiegene vor. Während ich unserem Heilande Dankgebete stammelte, eilte ich auf die Wohnung meiner Mitbrüder zu, freilich in so nothdürftiger Bedeckung, daß ich mich kaum zu zeigen wagte. Beim Eintritt in die Umzäunung begegnete ich dem hochw. P. Vidal und fiel ihm um den Hals, bevor er mich sehen konnte. Alle eilten herbei, und groß war die Freude ob unserer Rettung. Ich hatte mich kaum zu Bette gelegt, da kamen auch schon der deutsche Konsul und andere Herren, um mich zu unserer Rettung zu beglückwünschen.“

### Aus verschiedenen Missionen.

Der Bericht des „Seminars der auswärtigen Missionen“ für 1885 ist wahrhaft grausig, mit Christenblut geschrieben. Er schließt mit dem Ueberblick: „Seit mehr als zwei Jahrhunderten hat die Genossenschaft der auswärtigen Missionen fast fortwährend unter dem Druck der Verfolgung gelitten. Aber kein Jahr ist Zeuge ähnlicher Verwüstungen gewesen wie 1885; in keinem ist so viel Christenblut geflossen. Zehn unserer Missionäre sind unter dem Mordstahl der Verfolger verblutet; 12 eingeborene Priester, 60 Katecheten, 300 eingeborene Schwestern und 30 000 Christen sind niebergemacht worden. Eine Mission mit 200 Christen wurde gänzlich vernichtet. Außerdem wurden 250 Kirchen geplündert und verbrannt, ebenso 2 Seminare, 40 Schulen, 70 Häuser der Missionäre und einheimischen Priester, 17 Waisenhäuser, 13 Klöster, eine Druckerei, sowie die Häuser von 55 000 Christen. Dieß ist die traurige Rechnung für 1885.“ Allein auch trostreiche Zahlen enthält der Bericht des Pariser Missionsseminars: 19 705 Tausen von Erwachsenen, 205 Aufnahmen von Mitgliedern christlicher Secten in den Schooß der katholischen Kirche und nicht weniger als 180 980 Tausen von Heidenkindern in Todesgefahr. — Die Mission von Pella am Drangjesflusse wurde letztes Jahr als apostolische Präfectur des Drangjesflusses den Oblaten des hl. Franz von Sales von Troyes übergeben. Das Gebiet umfaßt die weiten Strecken zwischen dem Dranje- und Olisantsflusse und zwischen den beiden apostolischen Vikariaten Ost- und West-Cap. Außer der sesshaften Bevölkerung, welche auf 22—25 000 Seelen geschätzt wird, bilden zahlreiche Nomadenstämme der Hottentotten und Buschmänner die Bewohner dieses neuen Arbeitsfeldes. Bis jetzt sind zwei Missionsstationen eröffnet: Pella und Springbockfontein. Springbockfontein, wo zwei Missionäre, ein Weltpriester und drei Schwestern thätig sind, kann man mittels Dampftramway von Port Nolloth (Robbenbai) erreichen. Dasselbst besteht eine katholische Mädchenschule. In Pella wirken zwei Missionäre und drei Schwestern; die Mission hat dort ein Knaben- und ein Mädchenwaisenhaus, und ein drittes Waisenhaus für die Hottentottenkinder ist P. Bécoulet soeben im Begriffe zwei Stunden von Pella am Ufer des Drangjesflusses zu errichten. — Ueber die Gefangenen des Mahdi, welche noch nicht aus dem Sudan zurückgekehrt sind, erzählt Hr. Sogaro von einem Kopien aus Chartum: P. Dhrwalder und noch ein anderer Missionär (wahrscheinlich Bruder Regnotto) seien ihrer Haft entronnen und hätten sich zu den Negern von Gebel-Nuba geflüchtet, welche sich von der Sache des Mahdi getrennt haben. Der Beherrscher von Kordofan, Saib Mahmud, der im Namen des Mahdi diese Fahnenflüchtigen bekämpft habe, sei gefallen. Wenn nun auch die beiden Missionäre von den



Negern von Gebel-Ruba als Freunde behandelt werden, so ist es nun doch P. Bonomi schwieriger geworden, ihnen Hilfe zu senden, da das große Gebiet, welches noch in der Hand der Anhänger des Mahdi sich befindet, zwischen ihm und dem Gebirge von Ruba liegt. Einem Briefe aus Assuan zufolge wäre die Schwester Elisabeth Venturini

aus der Gefangenschaft befreit und würde täglich in Korosko oder Assuan erwartet. Möge sich diese Nachricht bestätigen! — Sandwiche Inseln. Seine Majestät Kalakaua hat der ehrl. Mutter Marianne, Oberin der Franziskanerinnen, welche sich auf Molokai dem Dienste der Ausfägigen widmen, den Kapiolani-Orden verliehen.

## Miscellen.

Welchen Gefahren die Missionäre sich im Nordwesten Canadas aussetzen müssen, kann man den folgenden Zeilen des hochwürdigsten Bischofs von St. Albert entnehmen: „Zwei meiner Priester wurden im Laufe des letzten Jahres von den Indianern erschlagen, weil sie dem Aufstande derselben entgegentraten. Ebenfalls im letzten Jahre ertranken zwei Priester, als sie auf ihren apostolischen Reisen über die Eisdecke eines Sees setzen wollten. Sie brachen zusammen den Hundeschlitten durch und gingen zu Grunde. Ein anderer Priester erkrankte, weil der leichte Kahn umschlug; er wollte einen Indianerknaben, der sein Führer war, retten, und beide versanken in den Wellen. Drei Priester erfroren während eines Schneegestöbers auf der Prärie. Vier andere, welche im Lager Poundmachers gefangen gehalten wurden, haben ebenfalls entsehrlich vom Froste gelitten, doch sind sie mit dem Leben davongekommen. Alle müssen furchtbare Strapazen bestehen, wenn sie den Indianerlagern folgen, und doch ist das der einzige Weg, bleibend Gutes unter diesem Volke zu wirken. Der Missionär muß mit den Indianern die schlechte Nahrung theilen und mit ihnen hungern. Sie haben kaum etwas anderes als getrocknete Fische ohne Salz; aber der Hunger ist der beste Koch.“

**Einige Sprichwörter der Neger.** Daß auch die wilden Völker im fernen Afrika ihre Lebensweisheit in schöne Sprüche zu fassen verstehen, mag man den folgenden Proben entnehmen: „Wenn du Gift lebst, verliert etwas davon deinen Mund“ (Wer einem andern

eine Grube gräbt, fällt selbst hinein). „Wenn du zu zupfen verstehst, so zupfe deine grauen Haare aus“ (Kehre vor deiner Thüre!). „Die Tochter einer Krabbe gebiert keinen Vogel“ (Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme). „Das Chamäleon sagt: Eilen ist gut und Weilen ist gut“ (Alles zu seiner Zeit). „Wessen Augen schon roth sind (vor Zorn), den schlägt man nicht darauf“ (Man gießt nicht Del ins Feuer). „Wenn man die Schildkröte noch nicht hat, schneidet man nicht den Strick für sie ab“ (Man verkauft die Haut nicht, bevor man den Bären hat). „Asche fliegt stets auf den zurück, der sie wirft“ (Eine Verleumdung trifft den Verleumder). „Die Zeit mag lange währen; aber eine Lüge wird endlich an den Tag kommen.“ „Gewöhnliche Menschen sind gemein wie Gras; aber gute Menschen sind theurer als ein Auge.“ „Merger nimmt Pfeile aus dem Köcher; gute Worte nehmen Kola-Nüsse aus dem Saß.“ „Ein undankbarer Gast gleicht dem Unterkiefer, der am Abend vom Oberkiefer abfällt, wenn der Leib am Morgen stirbt.“ „Wir gehen bei unserm Freunde zu Gaste, weil er uns lieb ist, nicht weil wir zu Hause nicht genug haben.“ „Wenn dich ein Blinder schilt, so werde nicht ärgerlich“ (Zürne nicht über unvernünftigen Tadel). „Wer nichts von dir annimmt, liebt dich nicht.“ „Einen wahren Freund halte mit beiden Händen.“ Ein guter Sklave ist noch nicht so viel werth, als ein träger Sohn.“ „Wer keine Mutter mehr hat, den rafft Leid hinweg.“ „Auf dem Grunde der Gebuld ist der Himmel.“ Sind das nicht wahre Goldkörner aus dem dunkeln Erdtheile!

## Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
<b>Für die bürftigsten Missionen:</b>		<b>Von H. J. in M.</b>	50.—	<b>Für den Kindheit-Jesu-Verein:</b>	Mark.
Von Fr. Peter, Kaplan in Weiburg	1.48	Durch H. Niblan, Kaplan in Glas	132.—	Von Kaplan Niblan in Glas	10.—
„Zu Ehren Mariens“	12.—	„S. J. Leichter, Priester in Rost“	58.36	<b>Für den Franziskus-Zaverius-Verein:</b>	
Von S. W. M. aus Pf.	10.—	„Pfr. Eicholt in Lette“	60.—	Von D. E. B. R.	6.75
„M. R. durch Kaplan Venturini in Geringen“	10.—	<b>Für die nothleidenden Priester in Si-</b>		Durch die „Monat-Rosen“ in Innsbruck	149.73
„W. M. Zügeren“	19.14	<b>birien:</b>		<b>Für Postkauf und Unterhalt von Heiden-</b>	
Aus Weg	6.45	Durch P. Arndt S. J.	63.—	findern:	
Von Sol. Wagner, Franklin, Ia.	1.—	Von D. E. B. R.	5.—	Von Pfarrer Angele in Roth	16.20
„Rev. G. Wieserbold in Yellow-Springs, D.“	6.15	<b>Für die Missionen in Afrika:</b>		Aus der Pfarrei Rohrdorf, Oberbayern	25.—
„Dr. S. Wanderer, Prof. im Stift Lehl“	16.14	Von M. Knoblauch, Beichtvater in Nordsach	20.16	Von J. Alois Eicher, Maier in Wyl	40.25
„A. B.“	10.—	Durch die „Monat-Rosen“ in Innsbruck	6.44	Durch A. Maier, Repetitor in St. Peter	42.—
„Ungenannt“	5.—	<b>Für die Jesuiten-Mission am Sambesi</b>		<b>Für Postkauf und Unterhalt von Neger-</b>	
Aus der Pfarrei Rohrdorf, Oberbayern	6.25	<b>(Südafrika):</b>		findern:	
<b>Für die Missionen in China u. Tongking:</b>		Von Paul Rosenlöcher, Feldbisch	55.—	Von Ungenannt in B. . . . a. d. S.	200.—
Von F. S. Gray	322.—	„In honorem beatissimae virginis Mariae		Durch die „Monat-Rosen“ in Innsbruck	9.66
Durch d. „Weltf. Volksblatt“ in Paderborn	94.06	sine labe originali conceptae“	20.—	<b>Pro Papa:</b>	
Von Joseph Schmitt, Tuda	50.—	Von Rev. G. J. Knauf, Abria, Rhm.	102.10	Von D. E. B. R.	3.25
„B. B. in Tolesca“	16.10	Durch Lehrer Winder in Zell	40.—	<b>Für verschiedene Zwecke:</b>	
„Dr. Krystufek, Prof. in Königsgräß“	16.15	Von R. A. B. S.	5.—	Durch S. Breher, Pfarrer in Grönenbach (für	
„J. B. in Wittensthal“	9.66	<b>Für die Nordischen Missionen:</b>		Grönenbach)	29.50
Oldenburgens	10.—	Von Superior Haas in Olmütz	16.10	„die „Monat-Rosen“ in Innsbruck“	19.32
Durch die „Monat-Rosen“ in Innsbruck	37.03	„R. A. B. S.“	5.—	„M. S. Eichstätt“	30.—
<b>Für die Orientalischen Missionen:</b>		<b>Für den Missions-Verein:</b>		„Pfarrer Stein in Siggen (für Seylon)	40.—
Durch die „Coblenger Volkszeitung“ in Coblentz	10.—	Von Kaplan Niblan in Glas	30.—		
Von R. A. B. S.	6.—	<b>Für den Bonifacius-Verein:</b>			
„Dr. Krystufek, Professor in Königsgräß“	1.62	Von Kaplan Niblan in Glas	20.—		
<b>Für nothleidende Missionspriester zur</b>		Aus Kettenaker	20.—		
<b>Persoldbildung von hl. Messen:</b>					
Von M. R. J. P.	50.—				
Durch S. Breher, Pfr. in Grönenbach	70.50				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **F. J. Butter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg.  
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 14. Juli 1886.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.